Der katholische Weg zur wahren Freiheit

28. Theologische Sommerakademie in Augsburg 2021
Veranstalter: Initiativkreis katholischer Laien und Priester
in der Diözese Augsburg e. V.

Der katholische Weg zur wahren Freiheit

Hrsg.: Gerhard Stumpf, Landsberg,
Eigenverlag: Initiativkreis, Februar 2022
ISBN 978-3-9814138-9-2

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im lnternet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

Copyright © 2021 Initiativkreis katholischer Laien und Priester in
der Diözese Augsburg e. V.
Alle Rechte vorbehalten unter Berücksichtigung der Autorenrechte.

Satz und Layout: Gerhard Stumpf

Cover: Johannes Ev., Klosterkirche Aldersbach; Foto: privat.

Der katholische Weg zur wahren Freiheit

Die Gebote sind Leitplanken
und noch viel mehr als Leitplanken,
sie sind der Weg selber.
„Ich will laufen den Weg deiner Gebote, o Gott;
denn mein Herz machst du weit“ (Ps 119,32) .
Dieses Wort führt uns in die Mitte unseres Glaubens.
Im Neuen Bund schreibt Gott sein Gesetz auf unser Herz,
und dadurch sind wir verbunden
mit dem, der von sich sagt:
„Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“ (Joh 14,6).

Wolfgang Tschuschke

Der katholische Weg zur wahren Freiheit

Inhaltsverzeichnis

Vorwort
Gerhard Stumpf 11

Glaubensweitergabe heute
Worauf es wirklich ankommt
Ralph Weimann 17

Jesus und die Kinder
Marius Reiser 37

Der Weg des Konvertiten John Henry Newman
in die katholische Kirche – in die wahre Freiheit?
Was sagt er dazu in seiner „Apologia“?
Monika Born 57

Verantwortung für den Glauben der Kirche
Die Kongregation für die Glaubenslehre
Hermann Geißler FSO 79

Leitplanken auf dem Weg: Gebote (Dekalog,
Kirchengebote und Hauptgebot der Liebe)
als Schutz für die Freiheit
Wolfgang Tschuschke 85

Befreiung des Menschen und Neuevangelisierung:
Das Sakrament der Buße
Anton Ziegenaus 109

„Die Liebe … muss so in uns brennen, dass sie sogar
die natürliche Todesfurcht überwindet“ (hl. Augustinus)
Martyrium als Ausdruck christlicher Freiheit
Helmut Moll 125

Maria – Mutter unseres Glaubens, unserer Hoffnung und unserer Liebe
Hermann Geißler 153

Ort der Sehnsucht und Geborgenheit: die Kirche
Ralph Weimann 171

Predigten

Der Heilsplan Gottes
Predigt in der hl. Messe am Fest Mariä Geburt in der Basilika St. Ulrich und Afra zur Eröffnung der Tagung am 8. Sept. 2021
Hermann Geißler FSO 191

Im Glauben auf die christliche Botschaft blicken
Predigt in der Basilika St. Ulrich und Afra zum Abschluss der Tagung am 11. Sept. 2021
Ralph Weimann 197

Referenten 205

Der katholische Weg zur wahren Freiheit

Vorwort

„Der katholische Weg zur wahren Freiheit“, so lautete das Thema der 28. Theologischen Sommerakademie. Damit sollten zwei Aspekte in den Vordergrund gestellt werden, in dem Bewusstsein, dass die Thematik nicht erschöpfend behandelt werden kann. Einerseits geht es um die Freiheit, die in der Geschichte und in der Gegenwart im Fokus der Öffentlichkeit steht und allseits als erstrebenswertes Ziel diskutiert wird. Doch im Pluralismus der Meinungen und im Relativismus, die die Existenz von Wahrheit leugnen bzw. eine klare Erkenntnis von Wahrheit bestreiten, muss geklärt werden, was unter Freiheit verstanden wird.

Hat der Mensch die Freiheit dann gewonnen, wenn er seine Phantasie zum Maß aller Dinge macht und in der Folge willkürlich handelt? Wird der Mensch dann durch die ihm vorgegebene Natur in seiner Entfaltung eingeengt und durch die Gebote des Alten Testamentes unterdrückt? Bedeutet die Nachfolge Jesu Verlust der eigenen Identität? Sind die Kirchengebote Mittel zur Unterdrückung?

Im Weiteren geht es um das Katholische. Ist der katholische Glaube nicht veraltet? Muss nicht alles, was dem heutigen Menschenbild nicht mehr entspricht, auf die Müllhalde der Geschichte geworfen werden? Worin unterscheidet sich der katholische Weg von anderen Wegen der Konfessionen und Religionen?

Hier stellt sich die Frage nach der Kirche. Was ist die Kirche? Ist sie ein Verein, dem man beitreten kann und den man wieder verlassen kann, wenn er der eigenen Vorstellung nicht mehr entspricht? Welche Epoche in der Menschheitsgeschichte seit Jesus Christus ist maßgebend für das Gesicht der katholischen Kirche? Ist es die Zeit der Kathedralen? Hat nicht die Zeit des Barock der Kirche einen großartigen Glanz gegeben? Oder wie stehen der katholischen Kirche die Zeiten der Verfolgung zu Gesicht? Zeit der Verfolgung der katholischen Kirche durch die römischen Kaiser, der Unterdrückung infolge der gewalttätigen Expansion unter der Flagge des Islam, der Revolutionen, die den Menschen unter Berufung auf die Vernunft und den Wohlstand das Paradies auf Erden versprochen haben?

Papst Pius XII. beschreibt, wie man in seiner Zeit mit der Kirche umging: „Wie der Erlöser des Menschengeschlechtes von denen, deren Heil zu wirken Er auf sich genommen hatte, mit Nachstellungen, Verleumdungen und Qualen überhäuft wurde, so muss die von Ihm gegründete Gemeinschaft auch hierin ihrem göttlichen Stifter ähnlich werden. Zwar leugnen Wir nicht, ja bekennen vielmehr mit Dank gegen Gott, dass es auch in unserer verworrenen Zeit nicht wenige gibt, die, obgleich getrennt von der Herde Jesu Christi, dennoch auf die Kirche wie auf den einzigen Port des Heiles schauen. Aber Wir wissen auch, dass die Kirche Gottes verachtet und hochmütig und feindselig geschmäht wird und einer erbärmlichen Rückkehr zu den Lehren, Sitten und Einrichtungen einer heidnischen Vorzeit das Wort geredet wird. Die Kirche begegnet vielfach Verkennung, Gleichgültigkeit und selbst einem gewissen Überdruss und Abscheu auch bei vielen Christen, die sich durch den

blendenden Schein des Irrtums bestricken oder von den Verlockungen und Verführungen der Welt umgarnen lassen“ (Mystici Corporis).

Auftrag der Kirche ist, das depositum fidei treu zu bewahren und zu verkünden. Durch die katholische Kirche bleibt Christus in der Welt gegenwärtig. „Denn wir alle, die wir Kinder Gottes sind und eine Familie in Christus bilden (vgl. Hebr 3,6), entsprechen der innersten Berufung der Kirche und bekommen im Voraus Anteil an der Liturgie der vollendeten Herrlichkeit, wofern wir in gegenseitiger Liebe und in dem einen Lob der Heiligsten Dreifaltigkeit miteinander Gemeinschaft haben“ (LG51).

„Alles, was mit dem Glauben, der Glaubensweitergabe, der Reflexion über den Glauben (= Theologie) zu tun hat, setzt Glauben voraus“ (Weimann). Dieser Glaube ist mit Jesus Christus der Kirche anvertraut und mit der Vernunft erkennbar.
„Die Freiheit, zu der uns Christus befreit hat, gibt es nicht ohne Gottes Gebote, nicht ohne den Dekalog, nicht ohne das Hauptgebot der Liebe“ (Tschuschke), wobei Christus uns auf die Kinder verweist. „Wir sollen erwachsen werden, aber so, dass uns die Tugenden des Kindes und seine guten Eigenschaften nicht abhanden kommen“ (Reiser).

Im Martyrium, der Ganzhingabe an Jesus Christus, zeigten Frauen und Männer des Glaubens ihre im Gewissen verantwortete freie Entscheidung zum ewigen Heil (Moll). Letztlich endete das Ringen von J.H. Newman um die Wahrheit des Glaubens und um die wahre Kirche in der Konversion zur katholischen Kirche, was zur inneren Gelöstheit und Geborgenheit führte (Born).
In Glaube, Hoffnung und Liebe gehen die Gläubigen ihren Lebensweg dem ewigen Heil entgegen. Darin zu leben lehrt die Mutter Jesu. Sie gab der Gekreuzigte der Kirche zur Mutter. (Geißler). Was Inhalt des Glaubens und der Kirche ist, wurde in der Feier der Liturgie aktualisiert, die festlich von der Chorgemeinschaft Lechrain in der Prämonstratenserkirche in Roggen-

burg gestaltet wurde. Im Pontifikalamt, das Bischof Bertram von Augsburg zelebrierte, konnten die Teilnehmer die Schönheit der Liturgie als Frucht der Offenbarung mit allen Sinnen wahrnehmen. Engagiert und emotional sprach der Bischof darüber, dass der katholische Glaube zur Identifikation mit Jesus Christus, dem Weg, der Wahrheit und dem Leben führt.

Die Theologische Sommerakademie trug auf ihre Weise dazu bei, den „synodalen Weg“ zu begleiten. Während der synodale Weg vier Schwerpunkte festlegte, nämlich Sexualmoral, priesterliche Lebensform, Macht und Gewaltenteilung sowie die Rolle von Frauen in der Kirche, strebte die Sommerakademie die Glaubensvertiefung und Glaubensverkündigung an. Ziegenaus zitiert in seinem Vortrag ein Wort von Johannes Paul II. an die deutschen Bischöfe: „Ich bin überzeugt, dass ein Aufschwung des sittlichen Bewusstseins und christlichen Lebens eng, ja unlöslich an eine Bedingung geknüpft ist: an die Belebung der persönlichen Beichte. Setzt hier eine Priorität eurer pastoralen Sorge!“

Am Rosenkranzfest 2021

Gerhard Stumpf

Glaubensweitergabe heute
Worauf es wirklich ankommt

Ralph Weimannn

Der christliche Glaube ist dadurch gekennzeichnet, dass er mitgeteilt werden will. So heißt es im Evangelium nach Matthäus: „Darum geht und macht alle Völker zu meinen Jüngern; tauft sie auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes und lehrt sie, alles zu befolgen, was ich euch geboten habe. Und siehe, ich bin mit euch alle Tage bis zum Ende der Welt“ (Mt 28,19).

Wie das angeführte Evangelium zeigt, gehört die Weitergabe des Glaubens von Anfang an zu den zentralen Aufgaben der Kirche, damit verbindet sich in gewisser Weise ihre Daseinsberechtigung. Schon der Apostel Paulus rief aus: „Weh mir, wenn ich das Evangelium nicht verkünde“ (1 Kor 9,16). Das Zweite Vatikanische Konzil hat die Kirche als „Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott“ bezeichnet,[1] deren vornehmliche Aufgabe darin besteht,[2] weiterzugeben, was die Apostel empfangen haben (vgl. 1 Kor 15,3). Darauf hat auch

1 LG 1.
2 Vgl. LG 28.

das jüngere Lehramt wiederholt hingewiesen: Die Kirche ist ihrem Wesen nach missionarisch.[3] Ein wichtiger Bestandteil der Weitergabe des Glaubens ist die Katechese, die Glaubensunterweisung.

Ein Blick auf die Menschen, die der Kirche in großer Zahl den Rücken kehren und auf eine wachsende Zahl von „Gläubigen“, die selbst rudimentäre Glaubensinhalte nicht mehr kennen, lässt deutlich werden, dass die Glaubensweitergabe – und damit die Katechese – in vielen Teilen nicht mehr glückt. Auf der einen Seite besteht bei vielen Christen kein Interesse, sich über den Glaubensinhalt zu informieren. Auf der anderen Seite herrscht die Meinung vor, jeder könne mitreden vor allem, wenn es um theologische Themen geht. In einer derartigen Situation habe ich einmal eine kirchliche Angestellte gefragt, ob sie die 10 Gebote kenne, zumal sie meinte, die Gebote den Menschen von heute nicht mehr zumuten zu können. Die Antwort war ein verblüffendes Stottern und ein unsicheres „Nein“.

Damit sind wir bereits im Zentrum der Problematik um die Glaubensweitergabe angekommen. Ist es möglich, über den Glauben zu sprechen, wenn selbst jene Grundlagen fehlen, die erst ein Sprechen über den Glauben möglich machen? Was kann dann weitergegeben werden? Mehr noch, wie kann der Glaube gelebt werden, wenn er nicht bekannt ist? Hinzu kommt eine weitere Schwierigkeit: In einer Gesellschaft, in der Selbstbestimmung und Autonomie großgeschrieben werden, wird jede Art von Unterweisung – vor allem im Glauben – schwierig. Sie wird – wie im angeführten Beispiel – als Störung der persönlichen Freiheit gewertet, während die Lebenswirklichkeiten und die eigenen Wünsche zum neuen Maßstab erhoben werden. Objektive Vorgaben, basierend auf dem, was Gott geoffenbart

---

[3] Vgl. Franziskus, Apostolisches Schreiben *Evangelii Gaudium*, in: VASt 194 (2013) 24.

hat und im Dogma Gestalt angenommen hat, sind immer schwerer zu vermitteln.

Auch innerhalb der Theologie hat die Glaubensunterweisung mit einer grundlegenden Schwierigkeit zu kämpfen, die sich in einem seit Jahrzehnten bestehenden Richtungsstreit äußert. Es geht um die grundlegende Frage, welchem Maßstab bei der Glaubensweitergabe zu folgen sei. Die eine Gruppe sieht diesen in dem geoffenbarten Glaubensinhalt, der von der Kirche verbindlich weitergegeben wird, während eine andere Gruppe die sich verändernden Lebensumstände und pädagogischen Methoden als normative Grundlage ins Feld führt. Kardinal Joseph Ratzinger hatte diese Problematik in einem vielbeachteten Vortrag bereits Anfang der 80er Jahre analysiert, als er mit aller Schärfe die Grundprobleme der Katechese darstellte, die damals wie heute von großer Aktualität sind.

1 Zum Verständnis der Problematik

Die Entwicklung der Katechese in den Jahren nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil lässt sich mit einem Schiff auf hoher See vergleichen, das von den Wellen hin und her geworfen wird. Land ist nicht in Sicht, aber es braucht Orientierung, um das Schiff sicher dem Hafen entgegen steuern zu können. Vor allem das authentische Lehramt setzt auf den Kompass der Glaubenslehre, um Orientierung zu finden. Eine andere Gruppe, einflussreicher und gut vernetzter Theologen, sucht nach modernen Methoden, gestützt auf Technik und Wissenschaft. Die Suche nach dem gültigen Maßstab wird erbittert geführt, alle möglichen Neuerungen wurden ausprobiert, das Schiff hat viel Ballast abgeworfen und nicht wenige haben das Schiff verlassen. Es entsteht der Eindruck, als drehe es sich im Kreis.

In einer derartigen Situation war es Papst Johannes Paul II. auf Bitten des Weltepiskopats gelungen, einen neuen Kompass vorzulegen: den *Katechismus der Katholischen Kirche*. So wertvoll dieses Kompendium von Glaubensinhalten auch ist, so

wenig wurde er von der „anderen Gruppe“ akzeptiert, vielmehr wurde er unter dem Vorwand abgelehnt, die Gattung „Katechismus“ sei schlichtweg überholt.[4] Einen universalkirchlichen Bezugspunkt für die Glaubensvermittlung könne es auch deswegen nicht geben, weil die soziologischen, pädagogischen, politischen und kulturellen Faktoren den Ton angeben würden. Daher seien vor allem die Lebensumstände des Einzelnen zu berücksichtigen. Damit jedoch würde der Glaubensinhalt immer mehr zurücktreten, das Dogma würde zum Inbegriff für Fundamentalismus und genau diese Entwicklung bahnte sich den Weg. In der Folge kam es – wie Joseph Ratzinger anführt – zu einer „Hypertrophie der Methode gegenüber den Inhalten … Die Methode wurde zum Maßstab des Inhalts nicht mehr zu seinem Vehikel: Das Angebot richtet sich nach der Nachfrage, so wurde im Zusammenhang des Holländischen Katechismus der Weg der neuen Katechese beschrieben.“[5] In der Tat: das Schiff Kirche dreht sich immer heftiger im Kreis.

Das eigentliche Problem besteht darin, das Grundprinzip für die Glaubensweitergabe umgedreht zu haben, denn nun ist nicht mehr die geoffenbarte Wahrheit der Maßstab für die Katechese, sondern pastorale Methoden oder die viel bemühten Lebenswirklichkeiten. Der Gläubige richtet sich nicht mehr nach dem Göttlichen, sondern nach dem, was gewisse Gruppen oder man selbst festlegt. Joseph Ratzinger sprach von einer „radikalen Anthropologie“, einer „Herrschaft der Soziologie“ und von einem „Primat der Erfahrung, die zum Maßstab für das Verständnis des ererbten Glaubens wurde“[6].

Diese Entwicklung hat immer mehr Fahrt aufgenommen und hat schließlich zu einer anthropozentrischen Wende geführt, wo der Mensch im Zentrum steht und folglich selbst entscheidet

---

4 Vgl. Joseph Ratzinger, Glaubensvermittlung und Glaubensquellen, in: Ders. (Hg.), *Die Krise der Katechese und ihre Überwindung. Rede in Frankreich*, Einsiedeln 1983, 13-39, 15.

5 Ebd., 15-16.

6 Ebd., 16.

und bestimmt, was er glauben will.[7] Nicht mehr die Offenbarung, das Geheimnis Gottes, ist der Bezugspunkt,[8] sondern Stuhlkreise, Diskussionsforen und lange Debatten. Die Hauptaufmerksamkeit zielt darauf ab, die Strukturen und den Glauben der Kirche den veränderten Lebenswirklichkeiten und den neuesten Ergebnissen der Humanwissenschaften anzupassen. Meinungen, Hypothesen und Forderungen in immer grelleren Tönen und losgelöst vom Glaubensinhalt werden zum neuen Maßstab, nur darf nicht der Versuch unternommen werden, auf eine objektive Glaubenswahrheit zu rekurrieren. Dies würde die Gemüter erregen und Widerspruch heraufbeschwören.

Das Gesagte lässt sich anhand der Segnungen homosexueller Paare veranschaulichen, wie sie im Mai 2021 in Deutschland stattgefunden haben. Nachdem die Glaubenskongregation in einer Note die Unmöglichkeit solcher Segnungen festgestellt hatte und dabei einer langen und gut begründeten Tradition folgte,[9] meldeten tausende sogenannte „Seelsorger" Widerspruch an,[10] wobei sie einer radikal anthropozentrischen Argumentation folgten. Wer es wagte zu widersprechen, wurde nicht selten massiv unter Druck gesetzt. Eine Überbewertung der Methode „Lebenswirklichkeiten" vor dem Glaubensinhalt, führt zur Auflösung des Glaubens, denn die gläubige Annahme der Offenbarung ist *die* Bedingung, um zu glauben. Wann immer das geschieht, wird die Gewissheit des Glaubens durch

---

7 Dazu ausführlicher: Ralph Weimann, Kirchenkrise – Glaubenskrise. Sackgassen und Lösungsansätze, in: NOrd 74 (2020), 4-16, besonders 5.

8 Vgl. Johannes Paul II., Enzyklika *Ecclesia de Eucharistia*, in: VASt 159 (2003).

9 Vgl. Kongregation für die Glaubenslehre, Responsum ad dubium über die Segnung von Verbindungen von Personen gleichen Geschlechts, 22.2.2021, in: https://www.vatican.va/roman_curia/congregations/cfaith/documents/rc_con_cfaith_doc_20210222_responsum-dubium-unioni_ge.html [1.9.2021].

10 Vgl. 2.600 Seelsorger unterstützen Aufruf zur Segnung homosexueller Paare, 27.3.2021, https://www.katholisch.de/artikel/29252-2600-seelsorger-unterstuetzen-aufruf-zur-segnung-homosexueller-paare [1.9.2021].

Hypothesen, Meinungen und subjektive Ansichten aller Art ersetzt, die keine Gewissheit geben können,[11] denn auf der Grundlage von Hypothesen vermag niemand zu glauben.

In vielen Teilen der westlichen Welt ist ein derartiger Prozess auszumachen, es kam und kommt zu einer Entkopplung vom geoffenbarten Glauben, dem – vor allem in seiner objektiven Form – kaum mehr Geltung eingeräumt wird. Die Glaubensweitergabe wird davon ausgehend unmöglich, sie wird ersetzt durch Forderungen und Meinungen, die nicht mehr auf der Grundlage der Offenbarung stehen, sondern den eigenen Wunschvorstellungen entsprechen. Die Worte des Apostels Paulus erhalten in diesem Zusammenhang neue Aktualität: „Denn es wird eine Zeit kommen, in der man die gesunde Lehre nicht erträgt, sondern sich nach eigenen Wünschen immer neue Lehrer sucht, die den Ohren schmeicheln; und man wird der Wahrheit nicht mehr Gehör schenken, sondern sich Fabeleien zuwenden“ (1 Tim 4,3-4).

Im Hinblick auf die Glaubensweitergabe hängt vieles vom rechten Verhältnis von Glaubensinhalt und Methode/ Lebenswirklichkeiten ab. Erst wenn dies geklärt ist, wird es möglich sein, auf die Frage zu antworten, wie Glaubensweitergabe heute gelingen kann. Zuvor sind jedoch jene Grundlagen herauszuarbeiten, die eine Verhältnisbestimmung ermöglichen.

---

[11] In seiner ersten Predigt unterstrich der neugewählte Papst Franziskus: „Wir können gehen, wie weit wir wollen, wir können vieles aufbauen, aber wenn wir nicht Jesus Christus bekennen, geht die Sache nicht. Wir werden eine wohltätige NGO, aber nicht die Kirche, die Braut Christi. […]. Wenn man nicht auf Stein aufbaut, was passiert dann? Es geschieht das, was den Kindern am Strand passiert, wenn sie Sandburgen bauen: Alles fällt zusammen, es hat keine Festigkeit.“ Franziskus, Predigt Sixtinische Kapelle, 14.3.2013, in:https://www.vatican.va/content/francesco/de/homilies/2013/documents/papa-francesco_20130314_omelia-cardinali.html [1.9.2021].

2 Glaubenswissenschaft

Der moderne Mensch tut sich schwer, den Glauben als eine übernatürliche Wirklichkeit anzunehmen. Die Versuchung, gestützt auf die moderne Wissenschaft und mit den modernen Mitteln der Technik, einen besseren Weg zu finden, ist allgegenwärtig. Unter dem Einfluss des Rationalismus und dem neuzeitlichen Wissenschaftsverständnis begannen auch Theologen, ihre Erkenntnisse in Abhängigkeit von positivistischen Methoden zu entwickeln.

Was im Bereich der Profanwissenschaften nicht selten zu großen Errungenschaften führte, erwies sich jedoch im Bereich der Geisteswissenschaften als Ein- und Beschränkung, denn der „Geist“ lässt sich durch keine wissenschaftliche Methode erfassen, dies gilt umso mehr im Hinblick auf Gott. Das Johannesevangelium bekräftigt: „Gott ist Geist und alle, die ihn anbeten, müssen im Geist und in der Wahrheit anbeten“ (Joh 4,24). Nicht ohne Grund hatte das kirchliche Lehramt derartige Tendenzen zu Beginn des 20. Jahrhunderts als Modernismus verurteilt, schließlich lässt sich Gott und die Glaubenswissenschaft nicht den Standards positivistischer Methoden unterwerfen. Sie können durchaus in Betracht gezogen werden, aber sie können nie den Glauben ersetzen.

Schon der hl. Thomas von Aquin hatte eine wichtige Unterscheidung getroffen, die für die heutige Zeit von Bedeutung ist. Er unterstrich, dass eine Wissenschaft sich dadurch auszeichnet, dass sie auf selbst-evidenten und einsehbaren Prinzipien gründet. Ausgehend von dieser Prämisse erklärte er die Theologie zur Wissenschaft. Dabei unterscheidet er zwischen zwei Arten von Wissenschaft. Die eine geht von Prinzipien aus, die durch das natürliche Licht der Vernunft erkannt werden können, wie beispielsweise Arithmetik, Mathematik und Geometrie. Die andere geht von jenen Prinzipien aus, die durch das Licht einer höheren Wissenschaft erkannt werden können. Die-

ses höhere Licht wird durch die Offenbarung geschenkt, weshalb Theologie wahre Wissenschaft ist.[12]

Gestützt auf ein rationalistisch-positivistisches Wissenschaftsverständnis haben auch Theologen begonnen, sich mehr und mehr auf das natürliche Licht der Vernunft zu stützen. In der Folge kam es zu gefährlichen Verengungen, zumal das übernatürliche Licht des Glaubens immer mehr ausgeblendet wurde. Der Versuchung wurde nachgegeben, so sein zu wollen, wie alle anderen. Diese Entwicklung hatte Joseph Ratzinger bereits in seinem Besteller *Einführung in das Christentum* skizziert. Er nannte diesen komplexen Prozess die „Wende zum technischen Denken" und goss ihn in die Formel *verum quia faciendum*.[13] Nicht mehr die Wahrheit des Seins ist der neue Maßstab, sondern das Machbare. Alles wurde diesem Kriterium unterworfen, auch der Glaube, ja selbst das biologische Geschlecht. Aber auch im Bereich der Kirche sind viele sogenannte „Gläubige" und „Theologen" dieser Prämisse gefolgt, sie haben die Machbarkeit zum neuen Kriterium für den „Glauben" erhoben.

Eine derartige Entwicklung, die immer radikalere Züge trägt, bahnte sich an, denn ein Wissenschaftsverständnis, das sich ausschließlich auf das natürliche Licht der Vernunft beschränkt, bleibt ungenügend. Hat nicht die Vergangenheit gezeigt, dass die Vernunft, losgelöst von tragenden Fundamenten, zu allem in der Lage ist? Im Bereich der Theologie führte dies dazu, nahezu alle Glaubenswahrheiten in Frage zu stellen. Umgekehrt blieb für das Licht übernatürlicher Erkenntnis, die Offenbarung, kaum mehr Platz. Allein schon das Wort „übernatürliche Erkenntnis" löst allergische Reaktionen aus. Dabei geht es keineswegs um ein dem Griechischen entlehnten „Stockwerksdenken" zweier paralleler Wirklichkeiten, sondern um die Dua-

---

12 Vgl. Thomas von Aquin, STh I, q.1, a.2.

13 Joseph Ratzinger, Einführung in das Christentum. Bekenntnis – Taufe – Nachfolge, in: JRGS, Bd. 4, Freiburg i. Br. 2014, 31-322, hier 75.

lität ein und derselben Wirklichkeit. Das Natürliche wird durch das Geschenk der Offenbarung überschritten hinein in die göttliche Sphäre. Dazu heißt es in der dogmatischen Konstitution *Dei Verbum*: „Durch seine Offenbarung wollte Gott sich selbst und die ewigen Entscheidungen seines Willens über das Heil der Menschen kundtun und mitteilen, um Anteil zu geben am göttlichen Reichtum, der die Fassungskraft des menschlichen Geistes schlechthin übersteigt.“[14]

Diese für die Glaubenserkenntnis notwendige Grundannahme wurde nur ungenügend rezipiert. Aber selbst das natürliche Licht der Vernunft – mit seinen auf der Natur gründenden Vorgaben – entsprach immer weniger der Prämisse der Machbarkeit. So wurde „natürlich“ – dies zeigt sich u.a. in der Ablehnung der Naturrechtslehre – alsbald durch „technisch“, „soziologisch“, „politisch“, usw. ersetzt. Die Machbarkeit avancierte zum neuen Maßstab – manchenorts geradezu zum neuen Dogma – gestützt auf die eigenen Wünsche und Vorstellungen. In der Folge bezeichnen sich Menschen als „Gläubige“, obwohl sie sich längst vom geoffenbarten Licht des Glaubens abgewandt und einem diffus-nebulösen künstlichen Licht zugewandt haben. Weil ohne das Übernatürliche aber wenig vom Glauben bleibt, wird nun geistige Nahrung im Irrationalen gesucht, etwa bei New Age, Yoga oder Reiki.

Überraschend ist die Ausschließlichkeit und Intoleranz, die diese Geisteshaltung begleitet. Auch wenn auf der einen Seite alles toleriert zu werden scheint, was der Prämisse der Machbarkeit entspricht, so wird auf der anderen Seite der in Jesus Christus geoffenbarten Wahrheit in ihrer normativ durch die Kirche bezeugten Form eine deutliche Absage erteilt. Das Verständnis und die Toleranz, die den sogenannten Lebenswirklichkeiten gegenüber entgegengebracht wird, erhofft man sich vergebens für das *depositum fidei*.

---

[14] DV 6.

Im Evangelium werden freilich ganz andere Akzente gesetzt. So heißt es unmissverständlich im Prolog des Johannesevangeliums: „Im Anfang war das [göttliche] Wort“ (Joh 1,1). Es ist „das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet“ (Joh 1,9). Die Enzyklika *Lumen fidei* hat dies trefflich dargestellt; sie beginnt mit den Worten: „Das Licht des Glaubens: Mit diesem Ausdruck hat die Tradition der Kirche das große Geschenk bezeichnet, das Jesus gebracht hat, der im Johannesevangelium über sich selber sagt: »Ich bin das Licht, das in die Welt gekommen ist, damit jeder, der an mich glaubt, nicht in der Finsternis bleibt« (Joh 12,46).“[15]

Der christliche Glaube ist Glaube an Gott, der durch das „aufstrahlende Licht aus der Höhe“ (Lk 1,78) erkannt wird. Das natürliche Licht der Vernunft, so wichtig es auch ist, genügt allein nicht. Glaubenserkenntnis setzt zwingend das Licht des Glaubens voraus, jenes Licht, das in der Finsternis leuchtet und den menschlichen Verstand erleuchtet. Diese Überlegungen sind insofern von Wichtigkeit, weil Glaubensweitergabe Glaubenserkenntnis voraussetzt, die wiederum auf dem übernatürlichen Licht der Offenbarung gründet. Da man nur weitergeben kann, was man selber hat, kann Glaubensweitergabe nur dann gelingen, wenn man selber glaubt. Damit sind wir am Kern des Problems angekommen. Alles, was mit dem Glauben, der Glaubensweitergabe, der Reflexion über den Glauben (= Theologie) zu tun hat, setzt Glauben voraus. Darauf hat die Enzyklika *Lumen fidei* hingewiesen, in der es heißt:

„Es ist also klar, dass Theologie ohne Glauben unmöglich ist und dass sie zur Bewegung des Glaubens selbst gehört, der die Selbstoffenbarung Gottes, die im Geheimnis Christi gipfelte, tiefer zu verstehen sucht. Die erste Konsequenz besteht darin, dass in der Theologie nicht nur die Vernunft bemüht wird, um zu erforschen und zu erkennen wie in den experimentellen Wis-

---

[15] Franziskus, Enzyklika *Lumen fidei*, in: VASt 193 (2013) 1.

senschaften. Gott kann nicht auf einen Gegenstand reduziert werden. Er ist der Handelnde, der sich zu erkennen gibt und sich zeigt in der Beziehung von Person zu Person. Der rechte Glaube richtet die Vernunft daraufhin aus, dass sie sich dem Licht öffnet, das von Gott kommt, damit sie, von der Liebe zur Wahrheit geleitet, Gott in tieferer Weise erkennen kann. Die großen mittelalterlichen Lehrmeister und Theologen haben darauf hingewiesen, dass die Theologie als Wissenschaft des Glaubens Teilhabe am Wissen ist, das Gott von sich selbst hat."[16]

Gott ist nicht machbar, sondern der Schöpfer aller Dinge, er kann auch nicht auf einen Gegenstand reduziert werden, sondern erhält alles im Sein. Für den Gläubigen geht es vielmehr darum, an Gott teilhaftig zu werden, dies gilt sowohl im Hinblick auf das Wissen von Gott als auch im Hinblick auf das Leben in Gott. Das Ziel der Glaubensweitergabe besteht darin, am ewigen Leben teilhaftig zu werden, wozu es notwendig ist, „den einzigen wahren Gott zu erkennen und Jesus Christus, den du gesandt hast" (Joh 17,3).

Daher ist die Verkündigung nicht sekundär für die Theologie, sondern umgekehrt: die Verkündigung ist Zielpunkt und Ausgangspunkt der Theologie. Andernfalls würde sie zu einer abstrakten Spekulation verkümmern. Diesen Aspekt hat die Theologie in den letzten Jahrzehnten sträflich vernachlässigt. Nicht selten erscheint sie „abgehoben" und „unverständlich". Daraus folgert Joseph Ratzinger: „Wenn sich auf dem Weg ihrer Reflexion das Kerygma selbst auflöst, dann ist nicht das Kerygma gescheitert, sondern die Theologie."[17] Wenn die Glaubensweitergabe nicht mehr gelingt, liegt dies vor allem an einer Theologie, die ihre eigentliche Aufgabe aus den Augen verloren hat.

---

16 Ebd., 36.

17 Joseph Ratzinger, Eschatologie – Tod und ewiges Leben, in: JRGS, Bd. 10, Freiburg i. Br. 2012, 36-257, hier 250.

Dies ist vielenorts passiert. Denn sobald das höhere Licht der Offenbarung – wie der hl. Thomas es nannte – nicht mehr den Weg vorgibt, entsteht ein diffuser Immanentismus. Hier gilt die Mahnung des Herrn an die Pharisäer: „Weh euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! Ihr verschließt den Menschen das Himmelreich. Denn ihr selbst geht nicht hinein und lasst die nicht hinein, die hineingehen wollen“ (Mt 23,13). *Glaubens*wissenschaft ist nur dann Glaubens*wissenschaft*, wenn sie sich dem übernatürlichen Licht der Offenbarung zuwendet.

3 Grundlegende Weichenstellung

Das Gesagte lässt die eigentliche Problematik deutlich werden, die die Glaubensweitergabe direkt betrifft. Wenn nicht mehr das göttliche Licht *die* Quelle ist, aus der sich gleichermaßen Theologie und Katechese speisen, dann gibt es auch keine objektiven Glaubensinhalte mehr. Alles geriete in den Sog des Relativismus und der Machbarkeit. Dies soll anhand von einem Beispiel verdeutlicht werden, worauf Joseph Ratzinger in seinen Studien zur Ekklesiologie schon vor dem Beginn des Zweiten Vatikanischen Konzils hingewiesen hat.

Nach griechischem Verständnis gehörten zum Volk (*pólis*) konstitutiv die stimmberechtigen Männer. Sie kamen zusammen, um durch Mehrheitsvoten zu beschließen. Ihnen kam Entscheidungsgewalt zu, wobei sie sich von wechselnden Kriterien leiten ließen, um Beschlüsse zu fassen. Dieses „hellenistische Verständnis“ erlebt in der Neuzeit eine Renaissance und übt vor allem in der westlichen Welt großen Einfluss auf das Verständnis von Kirche aus.[18]

---

18 Hier ließe sich der Weg von der „Volkskirche“ bis hin zur „Basiskirche“, der „Kirche von unten“, dem Volk als Träger der Kirche mit ihren politisch-sozialen Vorgaben nachzeichnen. Viele von den aktuellen Schwierigkeiten basieren auf den oben geschilderten „hellenistischen“ Grundprämissen. Vgl. Joseph Ratzinger, Die Ekklesiologie des Zweiten Vatikanischen Konzils, in: JRGS, Bd. 8/1, Freiburg i. Br. 2010, 258-282, hier bes. 275-281.

Und doch steht ein derartiges Verständnis in diametralen Gegensatz zu jener Glaubenserkenntnis, die sich aus dem Licht der Offenbarung speist. Das „Volk“ Israel kam nicht zusammen, um zu beschließen, was es tun wollte, sondern „um zu hören, was Gott beschlossen hat, und dazu ja zu sagen … So wird die Sinaiversammlung zum Urbild der alttestamentlichen Volksversammlung überhaupt“[19].

Hier nun zeigt sich jene Grundschwierigkeit, die auch in der Katechese von Bedeutung ist. Konstituierend für den Glauben ist weder der Mehrheitswille des Volkes, noch die Erkenntnisse der Wissenschaft, oder gar der politische Wille. Dies würde dem „Volk“ im profan-hellenistischen Sinn entsprechen. Das neue Volk Gottes – die Kirche – folgt einem gänzlich anderen Verständnis. Es ist geeint durch den Glauben, der in der Taufe grundgelegt ist und der vom Hören auf das göttliche Wort kommt. Die Enzyklika *Lumen fidei* hebt dies deutlich hervor:

„Der Glaube, den wir von Gott als eine übernatürliche Gabe empfangen, erscheint als Licht auf dem Pfad, das uns den Weg weist in der Zeit. Einerseits kommt er aus der Vergangenheit, ist er das Licht eines grundlegenden Gedächtnisses, des Gedenkens des Lebens Jesu, in dem sich dessen absolut verlässliche Liebe gezeigt hat, die den Tod zu überwinden vermag. Da Christus aber auferstanden ist und über den Tod hinaus uns an sich zieht, ist der Glaube zugleich ein Licht, das von der Zukunft her kommt, vor uns großartige Horizonte eröffnet und uns über unser isoliertes Ich hinaus in die Weite der Gemeinschaft hineinführt. Wir begreifen also, dass der Glaube nicht im Dunkeln wohnt; dass er ein Licht für unsere Finsternis ist.“[20]

Der Glaube, als übernatürliche Gabe, ist jenes Licht, das sich auf dem Angesicht der Kirche widerspiegelt. Die Kirche – und ihre Mitglieder – sind nicht selbst das Licht, sondern Empfän-

---

19 Joseph Ratzinger, Kirche – Systematisch [Lexikonartikel, 1961] in: JRGS, Bd. 8/1, Freiburg i. Br. 2010, 205-219, hier 209.

20 Franziskus, Enzyklika *Lumen Fidei*, 4.

ger desselben: „Christus ist das Licht der Völker.“[21] Er ist damit *der* Maßstab und *der* Bezugspunkt für die Theologie und die Katechese.

4 Glaubensinhalt vor Methode/Lebenswirklichkeiten

Der Maßstab ist der geoffenbarte Gott, nach dem sich die wissenschaftlichen Methoden und die personalen Lebenswirklichkeiten richten müssen. Dabei ist nicht jede Methode für die Glaubenserkenntnis dienlich, das gleiche gilt für die sogenannten Lebenswirklichkeiten.

Maria Magdalena, um nur ein Beispiel zu bringen, war öffentliche Sünderin, ihre Lebensumstände standen objektiv im Widerspruch zum göttlichen Gebot. Nachdem sie dem Herrn begegnet war und an sie die Aufforderung erging: „Geh und sündige von jetzt an nicht mehr“ (Joh 8,11) änderte sie ihr Leben radikal. Schließlich wurde sie zu einer bedeutenden Zeugin der Auferstehung. Ihr wurde viel vergeben, viel hat sie den Herrn geliebt.

Analog lassen sich Aussagen über die Methode machen, die sich ebenfalls nach dem Glaubensinhalt zu richten hat. Nicht die Wissenschaftlichkeit im Sinne eines positivistischen Methodenkanons ist von Bedeutung, sondern die der Methode innewohnende Fähigkeit, den Schatz des Glaubens zugänglich zu machen ist von Bedeutung. Ein wichtiger Hinweis, der als Schlüssel für das Verständnis dienen kann, findet sich im Evangelium nach Matthäus. Dort heißt es: „Mit dem Himmelreich ist es wie mit einem Schatz, der in einem Acker vergraben war. Ein Mann entdeckte ihn und grub ihn wieder ein. Und in seiner Freude ging er hin, verkaufte alles, was er besaß, und kaufte den Acker“ (Mt 13,44). Dieses Gleichnis macht deutlich, dass alles diesem Schatz, der Jesus Christus ist, untergeordnet sein muss.

---

[21] LG 1.

Der wahre Schatz des Lebens ist die Gemeinschaft mit Gott, denn er allein hat „Worte des ewigen Lebens“ (Joh 6,68). Papst Benedikt XVI. hat in seiner ersten Enzyklika darauf hingewiesen, dass am „Anfang des Christseins […] die Begegnung mit einem Ereignis, mit einer Person, die unserem Leben einen neuen Horizont und damit seine entscheidende Richtung gibt“[22], steht. Der Glaube ist „die Antwort auf ein Wort, das eine persönliche Anrede ist, auf ein Du, das uns bei unserem Namen ruft“[23]. Daher gibt es keinen Glauben ohne die personale Annahme Gottes im eigenen Leben und die Annahme jener Wahrheiten, die er geoffenbart hat. Er ist das Leben und dieses Leben ist das Licht der Menschen (vgl. Joh 1,4). Damit wird deutlich, dass Glaubensweitergabe am geoffenbarten Wort Gottes Maß nehmen *muss*.

Zugleich ist das Wort nicht vom Zeugen zu trennen, durch dessen Lebenszeugnis es Glaubwürdigkeit erhält. Wenn beispielsweise ein Professor, Priester oder Bischof sagen würde, dass der Glaube der Kirche dieser oder jener sei, er selbst dies und jenes vom Glauben aber nicht teile, dann wird sein Zeugnis unglaubwürdig und die Glaubensweitergabe ist zum Scheitern verurteilt. Vielleicht erfreut sich der „Verkünder“ für einen Moment einer gewissen Beliebtheit, aber in Wirklichkeit schadet er der Katechese, denn den Gläubigen wird suggeriert, dass die divergierende Privatmeinung des Verkündigers wichtiger sei als die Offenbarung. Das göttliche Wort (*lógos*) ist an die Verkündigung (*kerygma*) gebunden und damit an die Zeugen, wie es bereits im eingangs angeführten Zitat deutlich wurde (vgl. Mt 28,19).[24] In diesem Zusammenhang ist es hilfreich, daran zu

---

22 Benedikt XVI., Enzyklika *Deus Caritas Est*, in: VASt 171 (2005) 1.

23 Franziskus, Enzyklika *Lumen Fidei*, 8.

24 Die Bedeutung von Offenbarung und Verkündigung hat auch das Direktorium für die Katechese hervorgehoben. Vgl. Päpstlicher Rat zur Förderung der Neuevangelisierung, *Direktorium für die Katechese*, in: VASt 24 (2020) 15. führlicher dazu, vgl.: Ralph Weimann, *Dogma und Fortschritt bei Joseph Ratzinger. Prinzipien der Kontinuität*, Paderborn 2012, 126-152. DV 2.

erinnern, dass nach altkirchlichem Verständnis Tradition (διαδοχή) immer diese beiden Elemente bezeichnete. Erst in der Neuzeit setzte sich der Trend durch, Wort und Zeuge voneinander zu trennen, wodurch es zu einer Engführung auf „Strukturen“ und „Ämter“ kam, bis schließlich beide unverständlich wurden. Denn so wie der Zeuge nicht in sich selbst steht und sich selbst verkündigt, so ist das göttliche Wort nicht ein Wort unter anderen, sondern *das* Wort des Lebens.

Damit wird deutlich, dass der Glaubensinhalt – zumal es um die in Jesus Christus geoffenbarte Wahrheit geht – jener Maßstab ist, der der Methode und den Lebenswirklichkeiten vorausgeht. Dabei charakterisiert den Glaubensinhalt die personale Annahme Jesu Christi (*fides qua*) und die geoffenbarte Wahrheit (*fides quae*), die in den Dogmen einen definitiven Ausdruck gefunden hat. Beide gehören untrennbar zusammen und erst im Mit- und Zueinander dieser beiden Dimensionen wird der Mensch zum Gläubigen. Er vertraut und folgt jener göttlichen Wahrheit, die zum neuen Maßstab wird, so wie die Heilige Maria Magdalena.[25]

Beeinflusst durch die theologischen Vorarbeiten u.a. von Joseph Ratzinger,[26] hatte das Zweite Vatikanische Konzil in der dogmatischen Konstitution über die göttliche Offenbarung lehramtlich definiert, dass Tradition und Schrift demselben göttlichen Quell entspringen,[27] Jesus Christus, der „zugleich der Mittler und die Fülle der ganzen Offenbarung“ ist.[28] Damit wurde neu ins Bewusstsein gerückt, dass Jesus Christus der für

---

25 Ausführlicher dazu, vgl.: Ralph Weimann, *Dogma und Fortschritt bei Joseph Ratzinger. Prinzipien der Kontinuität*, Paderborn 2012, 126-152.

26 Hier mag es genügen auf seinen richtungsweisenden Vortrag mit einer nachhaltigen Kritik am Konzilsschema *De fontibus revelationis* hinzuweisen, den er am Vorabend zur Konzilseröffnung gehalten hat. Vgl. Joseph Ratzinger, Bemerkungen zum Schema »De fontibus revelationis«, in: JRGS, Bd. 7/1, Freiburg i. Br. 2012, 157-174.

27 Vgl. DV 9.

28 DV 2.

jeden gültige Maßstab ist. Nur wer aus dieser Quelle schöpft, findet Worte des ewigen Lebens und damit zum Glauben. Danach hat sich alles andere zu richten, zumal selbst Schrift und Tradition von ihm Zeugnis geben. Der Glaube hat notwendiger Weise eine subjektive und objektive Dimension. Er setzt eine persönliche Beziehung zum lebendigen Gott voraus und die Annahme der geoffenbarten objektiven Wahrheiten. Der „Gehorsam des Glaubens" (Röm 16,26) erhält in diesem Zusammenhang eine ganz neue Bedeutung, kommt er doch vom Hören auf das göttliche Wort, ohne das es keinen Glauben, sondern nur Meinungen gibt.[29] Aus dieser Erkenntnis ergibt sich der normative Charakter von Glaubensaussagen als Grundlage für die Katechese, die der bereits erwähnten *fides quae* entsprechen. Sie werden allerdings erst dann zum glaubwürdigen Zeugnis, wenn sie sich im Leben der Gläubigen widerspiegeln.
Diese Gedanken erlauben zu verstehen, warum der Katechismus der Katholischen Kirche von so großer Bedeutung ist. Papst Johannes Paul II. hatte ihn in seiner Apostolischen Konstitution *Fidei Depositum* als „sichere Norm für die Lehre des Glaubens" bezeichnet.[30] Er ist Ausdruck jener objektiven Dimension (*fides quae*) des Glaubens, durch die die Wahrheit des Evangeliums aufleuchtet. Daher ist die tradierte Glaubensnorm und der Gehorsam ihr gegenüber keineswegs ein Hindernis auf dem Weg zu Gott, sondern geradezu die Voraussetzung, um nicht in die Irre zu gehen. Daran kann man sich stoßen und reiben, aber sie bewahrt den Gläubigen davor, in die Gnosis des bloß Eigenen abzugleiten.

---

29 Dazu führt die dogmatische Konstitution über die göttliche Offenbarung aus: „Darin [im Gehorsam des Glaubens] überantwortet sich der Mensch Gott als ganzer in Freiheit, indem er sich ‚dem offenbarenden Gott mit Verstand und Willen voll unterwirft' und seiner Offenbarung willig zustimmt." DV 5.

30 Johannes Paul II., Apostolische Konstitution *Fidei Depositum*, 11.10.1992, in: https://www.vatican.va/content/john-paul-ii/de/apost_constitutions/documents/hf_jp-ii_apc_19921011_fidei-depositum.html [4.9.2021], IV.

5 Ein neues Gleichgewicht

Das Märchen der Brüder Grimm von „Hans im Glück“ ist auf viele Christen wie zugeschnitten. Nachdem sie anfänglich in der Taufe, der Beichte und der Eucharistie große Gnaden empfangen haben, tauschen sie diese nach und nach gegen andere Dinge ein, die auf den ersten Blick das Leben zu erleichtern scheinen und vorgeben, sie frei zu machen. Doch am Ende bleibt von dem Schatz nichts übrig. Die Akzentverlagerung auf neue pastorale Methoden und Lebenswirklichkeiten hat diesen Prozess beschleunigt, davon ist auch die Katechese betroffen. Wenn sie überhaupt noch stattfindet, ist sie nicht selten zu einer Art Selbstbestätigung geworden.

Priester begrüßen ihre Gläubigen nicht selten mit Worten wie, „schön, dass sie heute gekommen sind“, so als ob sie auch hätten wegbleiben können. Alsdann folgen meist ein paar gut gemeinte Hinweise, um die Menschen zu überzeugen, wie das Leben „einfacher“ und „bequemer“ wird durch „Jesus“. Doch gerade so kommt die Größe dessen, worum es geht – den Weg zum ewigen Leben zu zeigen – kaum mehr zu Wort. Denn dieser Weg *ist* nicht bequem, sondern ein Kreuzweg, durch das Kreuz nämlich sind wir erlöst. Der Verkündiger tut den Gläubigen keinen Gefallen, wenn er ihnen zu gefallen sucht.

Vielmehr bedarf es einer dringenden Korrektur und dem Mut, wieder neu an der Offenbarung Maß zu nehmen. Nur dann wird Katechese als Glaubensunterweisung nicht vom Glaubensschatz wegführen, sondern zu ihm hinführen. Es geht darum, die unsichtbare Gegenwart des lebendigen Gottes verständlich und zugänglich zu machen, ohne sich Fabeleien zuzuwenden. Thomas von Aquin hatte konstatiert, dass die geringste Erkenntnis, die wir von den höchsten Dingen erlangen, wertvoller ist als die sicherste Erkenntnis, die wir von den niedrigen Dingen erlangen können.[31]

---

[31] Vgl. Thomas von Aquin, STh, I, q.1, a.5.

Hinter dieser Einsicht verschwindet zwar das Grundparadigma der Moderne bis zur Bedeutungslosigkeit, aber die Verkündigung des Evangeliums erhält den ihr gebührenden Platz. Und für eine erneuerte Katechese kann das als Leitlinie dienen; die höchste Erkenntnis ist die Erkenntnis Gottes, die durch das Licht des Glaubens zugänglich wird. Das bedeutet, dass der Verkünder zum Zeugen für das Evangelium wird und sich sowohl mit dem Wort identifiziert als auch mit jenen objektiven Glaubensinhalten, die durch Jesus Christus und die Kirche geoffenbart wurden. Methodische Vorgaben und die eigenen Lebensumstände haben daran Maß zu nehmen. Dies wird aber nur dann gelingen, wenn verstanden wird, wie groß der Schatz des ewigen Lebens ist, den nur Gott zu schenken vermag. Ein solcher Weg setzt neben dem Mut Demut voraus, die von sich selbst nichts erhofft, doch alles von Gott erwartet; Demut, die Wahrheit Gottes anzunehmen, nicht nur als theoretische Glaubenswahrheit, sondern als Maßstab für das eigene Leben. Der Katechismus der Katholischen Kirche bietet dazu nicht nur die bestmögliche Struktur, sondern auch zuverlässige Inhalte. Denn in ihm wird „dargestellt, was der Christ zu glauben hat (Symbolum), was zu hoffen (Vater unser), was zu tun (Dekalog als Interpretation der Weisen der Liebe) und es werde der Lebensraum umschrieben, in dem dies alles verankert ist (Sakrament und Kirche)“[32].

Glaubensweitergabe wird nur gelingen, wenn Menschen tief in Jesus Christus verwurzelt sind, denn nur dann wird ihr Zeugnis wahrhaftig. Nehmen wir zum Abschluss ein Beispiel aus dem Leben der hl. Katharina von Siena, die selbst vor den höchsten kirchlichen Autoritäten mit großem Freimut auftrat. Das war nur möglich, weil sie sich ganz dem göttlichen Maßstab unterworfen hatte, dem sich jeder zu unterwerfen hat, der Jesus Christus nachfolgt. So verfasste sie 1379 in Rom das folgende Gebet, das zusammenfasst, was für die Glaubensweitergabe maßgeblich ist:

---

[32] Joseph Ratzinger, Glaubensvermittlung und Glaubensquellen, 32.

„Es ist Deine Wahrheit, die die Wahrheit darbietet, und mit Deiner Wahrheit spreche ich die Wahrheit. Deine ewige Wahrheit gibt die Wahrheit auf unterschiedliche Weise den verschiedenen Geschöpfen weiter. Dennoch ist Deine Wahrheit nicht von Dir getrennt, da Du doch selbst die Wahrheit bist. […] Niemand kann die Wahrheit besitzen, wenn er sie nicht von Dir, der Wahrheit, erhält. Und wer immer Deine Wahrheit haben möchte, muss Deine ganze Wahrheit umfangen; denn anders könnte er die Wahrheit nicht besitzen, die in sich keine Unvollständigkeit verträgt.“[33]

---

33 Caterina von Siena, *Die Gebete. 1376-1380*, übertragen und herausgegeben von: W. Schmid, Kleinhain 2019, 221-222.

„Die Welt wird von den Kindern gerichtet werden.“[1]

Jesus und die Kinder

Marius Reiser

Man redet heute viel von Wertschätzung und fordert sie sogar ein, für die eigene Arbeit, die eigene Person oder marginalisierte Gesellschaftsgruppen. Jesus hat im Hinblick auf zwei marginalisierte Gesellschaftsgruppen seiner Zeit eine neue Wertschätzung nicht eingefordert, sondern durch sein Beispiel und seine Worte tatsächlich gebracht: für Frauen und Kinder. In diesem Vortrag soll es uns nur um die neue Wertschätzung Jesu für die Kinder gehen. Beginnen wir mit einem Wort Jesu, das beweist, dass er Kinder sehr genau beobachtet hat.

---

1 Georg Bernanos, Die großen Friedhöfe unter dem Mond, Köln und Olten 1959, 219.

1 Die spielenden Kinder (Mt 11,16f / Lk 7,31–35)

Jesus vergleicht seine Zeitgenossen einmal mit spielenden Kindern auf dem Marktplatz, die ihren Spielkameraden zurufen: „Wir haben für euch auf der Flöte gespielt und ihr habt nicht getanzt. Dann haben wir die Totenklage angestimmt und ihr habt euch nicht an die Brust geschlagen.“ Die gängigen Urteile über Johannes den Täufer und ihn selbst machen es in den Augen Jesu genau gleich wie diese spielenden Kinder. Der Täufer, so sagt man, war ein strenger Asket und da hieß es: Er ist besessen! Jesus isst und trinkt wie jeder andere, und da heißt es: Ein Fresser und Weinsäufer! Man ist mit dem einen nicht zufrieden und mit dem anderen auch nicht und begründet diese Abneigung mit überzogenen Pauschalurteilen, um sich mit der Sache nicht näher befassen zu müssen.

Das Verhalten der Erwachsenen wird also verglichen und illustriert mit dem kindlichen Theaterspielen. Kinder spielen gerne Szenen aus dem Leben Erwachsener. In dem Fall, den Jesus wohl selbst beobachtet hat, soll zuerst Hochzeit gespielt werden, aber die anderen haben keine Lust zum Tanzen. Dann wird Beerdigung vorgeschlagen, aber niemand hat Lust zum Heulen und Wehklagen. Ein Beispiel für solche kindlichen Spiele bietet uns auch ein antiker Historiker, Cassius Dio. Er listet die schlechten Vorzeichen auf, die Antonius und Kleopatra ihre Niederlage ankündigen in dem entscheidenden Krieg mit Cäsar, dem späteren Augustus. Das letzte dieser Vorzeichen ist folgendes: Spielende Kinder bildeten zwei Parteien, die einen waren die Antonianer, die anderen die Cäsarianer. Zwei Tage lang führten sie Krieg miteinander. Die Antonianer unterlagen.[2] Hier wird das Kriegsspiel der Kinder und sein Ausgang als göttliches Vorzeichen gewertet.

Ich habe selbst einmal ein solches Theaterspielen von Kindern untereinander erlebt. Die Kinder damals glaubten sich un-

---

[2] Cassius Dio 50, 8 (6).

beobachtet. Aber ich konnte ungesehen zuhören. Wir hatten nach unserer Hochzeit eine Mietwohnung im Parterre und konnten bei schönem Wetter auf die Terrasse sitzen. Über uns verlief über die ganze Länge des Hauses weg der breite Balkon unserer Vermieter. Unter diesem Balkon saß ich eines Tages mit einem Buch auf dem Schoß, und auf dem Balkon begannen Kinder Szenen aus ihrem Leben zu spielen. Das Kind kommt heim und ist schmutzig. Die Mutter empfängt es mit Vorwürfen: „Hast du wieder nicht aufgepasst, ich hab dir doch schon hundertmal gesagt ...“ Und es folgten alle die Sprüche der Erwachsenen in solchen Fällen, perfekt nachgeahmt in Wortlaut und Tonfall und dazwischen immer wieder „Pitsch, patsch“: Das waren die Ohrfeigen.

Auch ein Zeitgenosse unserer Evangelisten, der heidnische Philosoph und Sittenprediger Epiktet, ein ehemaliger Sklave, hat offenbar Kinder beim Spielen beobachtet. In seinen noch heute lesenswerten Lehrvorträgen gebraucht er einmal einen ganz ähnlichen Vergleich seiner Zeitgenossen mit spielenden Kindern, wie wir ihn bei Jesus gefunden haben. Sein Thema ist die Leichtfertigkeit der jungen Leute, wenn es um die Berufswahl geht, ein zeitloses Thema. Da wollen sie, wenn sie einen interessanten Philosophen gehört haben, gleich Philosoph werden. Am nächsten Tag denken sie: Vielleicht doch lieber Steuereinnehmer oder eine Anstellung beim Kaiser. Oder Sportler werden und in Olympia siegen. Bei solchen Alternativen, meint Epiktet, sollte man vorher gründlich überlegen, ob man jeweils das Zeug dazu hat und ob man bereit ist, die entsprechenden Strapazen der Ausbildung auf sich zu nehmen. Und er ruft ins Auditorium: „Pass nur auf, dass du es nicht treibst wie die Kinder: Jetzt spielen sie ‚Athleten‘, gleich darauf ‚Gladiatoren‘. Heute haben sie ihren Spaß am Trompeten, morgen führen sie eine Tragödie auf, die sie gesehen haben und die einen großen Eindruck auf sie gemacht hat. So bist auch du heute Athlet,

morgen Gladiator, dann Philosoph, dann Rhetor, aber nichts mit ganzer Seele!“[3]

Epiktet wie Jesus halten ihren Zeitgenossen vor: Ihr macht es wie die spielenden Kinder! Dass man jemanden kritisiert, indem man sein Verhalten mit dem von Kindern vergleicht, das kennen wir bis heute. Du bist kindisch!, sagen wir. Das muss kein besonders schlimmer Vorwurf sein, der Angesprochene kann das ruhig mit Lachen quittieren. Einen ganz anderen Akzent setzt Jesus mit seinem Bezug auf Kinder in der nächsten Szene, die wir betrachten wollen.

2 Wer ist der Größte? (Mk 9,33–37)

Nach seiner Verklärung durchzieht Jesus Galiläa und vermeidet öffentliche Auftritte, da er seine Jünger besonders unterrichten will. Als erstes prophezeit er ihnen, dass sein Unternehmen irdisch gesehen scheitern und mit seiner Hinrichtung enden werde. Das können die Jünger ebenso wenig verstehen wie seine Ankündigung der Auferstehung. Aber sie wagen es nicht, ihn danach zu fragen (Mk 9,30–32). Darin zeigt sich die Scheu und Ehrfurcht vor dem verehrten Lehrer. Der Lehrer geht bei den Wanderungen gewöhnlich voraus, so dass sich die Jünger unterwegs nur miteinander unterhalten (vgl. Mk 10,32). Als man wieder in Kafarnaum ist im Haus des Petrus, fragt Jesus sie: „Worüber habt ihr unterwegs gesprochen?“ Da schweigen sie betreten, denn sie hatten sich darüber unterhalten, wer der Größte von ihnen sei.

Das ist wieder ein zeitloses Thema, in der antiken Gesellschaft aber von viel größerer Bedeutung als in der heutigen. Überall, bei Griechen wie Römern, brachte man bereits den Kindern bei, es gehe im Leben darum, „immer der Beste zu sein und allen andern überlegen“. Das lernten alle von Homer,

[3] Epikt. III 15,5f. Übersetzung nach: Epiktet, Teles und Musonius, Wege zu glückseligem Leben. Übertragen und eingeleitet von Wilhelm Capelle, Zürich 1948, 191–195.

dem Erzieher Griechenlands.[4] „Lass die kindlichen Spiele, das gehört sich nicht in deinem Alter!“, sagt Athene zu Telemach, der gerade 17 geworden ist,[5] und unzählige Eltern haben es ihr nachgesprochen. Der Ehrgeiz der Kinder wurde mit allen Mitteln angestachelt, und wenn es nicht anders ging, griff man zu Schlägen, mit denen man in der Antike, zumal in der Schule, nie sparte. Denn meistens war der Ehrgeiz der Eltern größer als der der Kinder. Das konnte soweit gehen, dass man die Kinder damit in den Tod trieb.

Ein bewegendes Beispiel dafür ist ein römisches Kind namens Quintus Sulpicius Maximus, dessen großartiges Grabmal aus Marmor im Museo Nuovo in Rom zu sehen ist.[6] Es wurde von seinen Eltern gestiftet. Der lateinischen Inschrift auf diesem Grabmal ist zu entnehmen, dass ihr elfjähriger Bub im Jahr 94 oder etwas später an einem Dichterwettbewerb in griechischer Poesie teilnahm, als einer unter 52 Bewerbern. Alle Bewerber hatten zum selben Thema ein Gedicht in griechischer Sprache zu verfertigen, und zwar innerhalb weniger Stunden, aus dem Stegreif. Anschließend musste jedes Kind sein Werk vor großem Auditorium vortragen. Sulpicius Maximus starb unmittelbar nach dem Wettkampf an völliger Erschöpfung: „Von den Wettkämpfen weg ging mein Weg in den Hades“, heißt es lapidar auf dem Grabmal. Maximus ist darauf als Erwachsener dargestellt; in der Rechten hat er den Schreibgriffel, in der Linken eine Pergamentrolle, auf der noch der Schluss seines Gedichts steht. Das Kind wird also bei der Abfassung seines Beitrags zum Wettbewerb dargestellt. Sein griechisches Gedicht ist auf dem Denkmal vollständig eingemeißelt und um-

---

4 Homer, Ilias 6,208 und 11,784. Vgl. H. I. Marrou, Geschichte der Erziehung im klassischen Altertum, Freiburg-München 1957, 44–50; W. Jaeger, Paideia. Die Formung des griechischen Menschen Bd. 1, Berlin und Leipzig 1934, 63–88.

5 Homer, Odyssee 1,296f.

6 Zum Folgenden vgl. Siegmar Döpp: Das Stegreifgedicht des Q. Sulpicius Maximus: ZPE 114 (1996) 99–114.

gibt den Schreiber wie ein Netz. Es handelt davon, wie der Sonnengott seinen Wagen einmal seinem Sohn zum Lenken übergab und dieser damit abstürzte. Das gibt dem Ganzen einen makabren Zug. Den Eltern, die dieses teure Denkmal gestiftet haben, ist offenbar gar nicht bewusst, dass sie ihr Kind in den Tod getrieben haben. Soviel zu überzogenem Ehrgeiz auf heidnischer Seite.

Was das zeitgenössische Judentum angeht, bemerkt ein Kenner wie Adolf Schlatter: „Die Frage nach der Größe bekam dadurch große Wichtigkeit, dass das Bestreben, ‚groß' zu sein, die ganze palästinische Frömmigkeit durchdrang. Bei jeder Gelegenheit, in der gottesdienstlichen Versammlung, bei der Rechtsverwaltung, beim gemeinsamen Mahl, in jedem Verkehr entstand fortwährend die Frage, wer der Größere sei, und die Ausmessung der jedem gebührenden Ehre wird zu einem beständig betriebenen und als hochwichtig empfundenen Geschäft."[7] Man denke nur an die Frage der Plazierung bei einem Gastmahl, deren Rangfolge streng festgelegt war. Jesus hat in dieser Frage einen bekannten Rat gegeben (Lk 14,7–11).

Auch wenn die Jünger schweigen, Jesus weiß, worüber sie gesprochen haben. Also setzt er sich, was bedeutet, dass er ihnen eine Lehre erteilen will. Und dann sagt er nur einen einzigen Satz: „Wer der Erste sein will, soll der Letzte von allen sein und der Diener aller" (Mk 9,35). Damit wird die antike Wertordnung auf den Kopf gestellt. Dann nimmt er ein Kind, das nächstbeste vom Hof oder von der Straße, stellt es vor die Jünger hin, umarmt es und sagt zu ihnen: „Wer eines dieser Kinder aufnimmt in meinem Namen, nimmt mich auf. Und wer mich aufnimmt, nimmt nicht mich auf, sondern den, der mich gesandt hat" (Mk 9,37). Jesus umarmt nach Auskunft der Evange-

---

7 A. Schlatter, Der Evangelist Matthäus. Ein Kommentar, Stuttgart 1929, 543.

lien weder Männer noch Frauen, nur Kinder.[8] Und er empfiehlt, Kinder in seinem Namen aufzunehmen. Was „aufnehmen“ dabei konkret meint, bleibt offen. Es kann ja vieles umfassen. Das Thema des Ehrgeizes und des Machtwillens nimmt Jesus bei anderer Gelegenheit noch einmal ganz grundsätzlich auf (vgl. Mk 10,42–45), aber für unseren Zusammenhang müssen wir es nicht vertiefen. Damit können wir zur Hauptsache kommen.

3 Unsere Aufgabe: Werden wie die Kinder (Mk 10,13–16; Mt 18,3)

„Man brachte Kinder zu ihm, damit er sie berühre.“ So beginnt eine berühmte Szene im Markusevangelium. Das Wort für Kinder an unserer Stelle (παιδία) bezeichnet kleine Kinder im Vorschulalter. Wer bringt sie? Vermutlich die Mütter, denn in ihrer Obhut befinden sie sich vor der Schulzeit. Die Jünger weisen sie mit strengen Worten ab. Was sollen kleine Kinder bei einem Lehrer wie Jesus? Soll der ihnen vielleicht das Alphabet beibringen? Jesus sieht es und wird ärgerlich. Diesen menschlichen Zug an ihm haben Matthäus und Lukas bei ihrer Wiedergabe der Szene weggelassen. „Lasst die Kinder zu mir kommen, wehrt sie nicht ab! Denn solchen gehört das Reich Gottes.“ Die Begründung dafür, dass man die Kinder nicht fortschicken soll, ist merkwürdig: Was soll das heißen: „Solchen gehört das Reich Gottes“? „Solchen wie ihnen“, schreibt die Einheitsübersetzung. Man kann auch übersetzen: „Den so Gearteten“ oder „ihres gleichen gehört das Reich Gottes“. Es ist deutlich, dass mit den so Gearteten, die den Kindern gleichen, Erwachsene gemeint sind. Das Reich Gottes gehört demnach Erwachsenen, die etwas von Kindern an sich haben, die irgendwie Kinder geblieben oder wieder geworden sind. Das kommt

[8] Nach der Einheitsübersetzung umarmt Jesus nicht nur das von der Straße geholte Kind (Mk 9,36) und die zu ihm gebrachten Kinder (Mk 10,16), sondern auch den reichen Mann, der das ewige Leben erben will (Mk 10,21). Aber das letztere Beispiel ist eine falsche Übersetzung.

uns noch heute paradox vor, absonderlich, verschroben. Dabei können wir durchaus von einem Menschen sagen, er sei ein Kindskopf oder ein großes Kind. Das ist nicht einmal besonders abwertend, wir sagen es allerdings meistens zur Entschuldigung des Betreffenden.

Im biblischen Text folgt gleich hinterher eine Erläuterung Jesu, und zwar mit einem jener Worte, die Jesus mit der Einleitung „Amen, ich sage euch“ auszeichnet und damit sozusagen dreimal unterstreicht: „Amen, ich sage euch, wer das Reich Gottes nicht annimmt wie ein Kind [das heißt: wie ein Kind es tut], der kommt nie und nimmer hinein!“ (Mk 10,15) Ich habe mit „nie und nimmer“ übersetzt, denn im Griechischen steht an dieser Stelle die stärkste Form der Verneinung. Jesus gebraucht sie öfter, wenn er sehr deutlich reden will, aber unsere Übersetzungen übergehen diese Feinheit. Die Einleitung mit „Amen, ich sage euch“ und die starke Verneinung machen unser Wort zu einer der wichtigsten Aussagen Jesu, zu einem Kernwort, das er unbedingt ernst genommen haben will. Und es ist klar, dass sich auch dieses Wort nicht an die Kinder richtet, sondern an Erwachsene, die Jünger, für die Kinder bei Jesus fehl am Platz sind. Doch wenn jemand bei Jesus am rechten Platz ist, dann sind es Kinder, seien sie klein oder groß; nur Kinder müssen sie sein. So nimmt er die Kleinen liebevoll in seine Arme und segnet sie eins um das andere, indem er ihnen die Hände auflegt und über jedes ein Segensgebet spricht. Dass es sich um eine liebevolle Einzelsegnung handelt, zeigt sich am griechischen Text ganz deutlich. Aber solche Feinheiten gehen in unseren Übersetzungen meistens verloren.

Matthäus hat das Wort Jesu in die Fassung gebracht, in der es uns geläufig ist: „Amen ich sage euch, wenn ihr nicht umkehrt und werdet wie die Kinder, werdet ihr nie und nimmer in das Himmelreich eingehen“ (Mt 18,3). Es heißt nicht: ‚Bleibt wie die Kinder!‘, sondern „Kehrt um und werdet wie die Kinder!“ Damit ist deutlich gemacht, dass Erwachsene angespro-

chen sind, die eine Umkehr nötig haben, eine Umkehr und Rückkehr zu Tugenden, wie sie Kinder gewöhnlich aufweisen.

Um das ganze Gewicht der kleinen Szene und die Bedeutung des so betont hervorgehobenen Kernworts Jesu richtig einzuschätzen, müssen wir uns zunächst einen einfachen kulturgeschichtlichen Sachverhalt klarmachen. In einem Buch über die Welt der Kinder in der Antike schreibt die Autorin: „Kinder galten vielfach als defizitäre Wesen, die allenfalls dann zu preisen seien, wenn sie vielversprechende Anlagen und genügend Potenzial zeigten, sich zu einem erfolgreichen Erwachsenen zu entwickeln.“[9] Wir haben diesen Sachverhalt bereits kennengelernt am Beispiel des armen Sulpicius Maximus, den die Eltern, offenbar ohne es je zu begreifen, in den Tod getrieben haben. Auf dem Grabmal ist er als Erwachsener dargestellt. Kinder zu Erwachsenen machen, und das so früh wie möglich, war das Ziel der antiken Erziehung. Die Puppen, mit denen die Mädchen spielten, waren nicht als Kinder, sondern durchweg als erwachsene Frauen gestaltet. Das zeigen viele archäologische Funde. Natürlich liebte man die kleinen Kinder und fand ihre kindliche Unbeholfenheit süß. Aber niemand sah in der Kindheit einen eigenständigen Wert, den man schützen muss.

Die antike Einstellung lässt sich wieder illustrieren mit Homer. Die menschlich bewegendste Szene in Homers Ilias (abgesehen vom letzten Gesang) schildert den Abschied Hektors von seiner Frau vor seinem Tod, den er kommen sieht. Die Frau hat den kleinen Sohn auf dem Arm. Hektor küsst ihn und schwingt ihn mit den Armen hoch. Dann betet er: „Zeus und ihr anderen Götter! Gebt, dass auch dieser, mein Sohn, werde wie auch ich: hervorragend unter den Troern und so gut an Kraft, und dass er über Ilios mit Macht gebiete. Und einst mag einer sagen: ‚Der ist viel besser als der Vater!‘, wenn er vom Kampf kommt. Und er bringe ein blutiges Rüstzeug, wenn er erschlug

---

9 Annika Backe-Dahmen, Die Welt der Kinder in der Antike, Mainz am Rhein 2008, 147.

einen feindlichen Mann. Dann freue sich in ihrem Sinn die Mutter!“[10] Der Sohn soll werden wie der Vater und womöglich noch besser und erfolgreicher als Krieger. Keinem antiken Menschen ist es jemals in den Sinn gekommen, den Erwachsenen Kinder als Vorbild hinzustellen. Dieser Gedanke war undenkbar. Kinder als Beispiele waren immer negative Beispiele. Das änderte sich in der Menschheitsgeschichte erst mit der geschilderten Szene und dem Kernwort Jesu dazu.

Albert Schweitzer bemerkt einmal in einer Predigt, es gebe einige Worte Jesu, zu denen man in der Weisheitsliteratur der Völker nichts auch nur von ferne Ähnliches finden könne. Dazu gehöre das vom Werden wie die Kinder.[11] Doch niemand hat diesen historischen Sachverhalt bisher so deutlich erkannt und hervorgehoben wie der Inhaber des Lehrstuhls für marxistische Philosophie an der Prager Karlsuniversität vor dem sogenannten Prager Frühling, Milan Machovec. In seinem immer noch lesenswerten Jesusbuch „Jesus für Atheisten“ schreibt er: „Das Kind als Beispiel – das ist freilich in der Religionsgeschichte und eigentlich auch in der Kulturgeschichte etwas ganz Neues. Vor Jesus selbst kommt nirgends auf der Welt der Fall vor, dass man die Kindheit als menschlichen Wert, als Beispiel der Menschlichkeit darstellt. Wenn vor Jesus kindliche Gestalten in den literarischen Dokumenten Asiens und Europas vorkommen, dann immer als etwas menschlich Unfertiges, deshalb Zweitrangiges, hinsichtlich der menschlichen Werte Unwichtiges.“[12] Kinder sind unfertige Erwachsene und haben keine andere Aufgabe als zu guten Erwachsenen zu werden. Jesus dagegen erklärt: Nein, umgekehrt muss es sein: Die Erwachsenen

---

10 Homer, Ilias 6,474–481. Übersetzung: W. Schadewaldt.

11 A. Schweitzer, Morgenpredigt vom 19. 12. 1909 (4. Advent) in St. Nicolai in Straßburg, in: Ders., Predigten 1898–1948, hg. von R. Brüllmann und E. Gräßer, München 2001, 1014–1017, hier 1014f. In dieser Predigtsammlung finden sich fünf Predigten zu diesem Thema!

12 Milan Machovec, Jesus für Atheisten. Mit einem Geleitwort von Helmut Gollwitzer, Stuttgart / Berlin 1972, 117. Vgl. M. Reiser, Kritische Geschichte der Jesusforschung (SBS 235), Stuttgart 2015, 117–120.

müssen wie Kinder werden, sonst können sie keinesfalls ins Reich Gottes hineinkommen. Denn dieses Reich gehört nun einmal nur solchen Menschen, die sich das Kindliche bewahrt haben.

Damit kommen wir zur entscheidenden Frage: Was ist denn mit diesem „Kindlichen“ gemeint, das für die Jünger Jesu so vorbildlich sein soll und eine unerlässliche Voraussetzung, eine conditio sine qua non, für den Eintritt ins Reich Gottes? Darauf antwortet der brave und im allgemeinen zuverlässige Exeget Josef Schmid: „Wie die Kinder werden“ heißt „seine Schwachheit und Kleinheit erkennen und eingestehen“[13]. In diesem Sinn deuten die meisten modernen Kommentare. Nach Ulrich Luz liegt das Vorbildliche der Kinder in ihrer Kleinheit, Machtlosigkeit und schlechten sozialen Lage. „Christsein bedeutet, weltliche Maßstäbe auf den Kopf zu stellen: Nicht in Macht, Einfluss, Geld usw. besteht die Größe, die es zu erstreben gilt, sondern es gilt, sich einzulassen auf Niedrigkeit, Verachtung, Armut, Demut und Dienst.“[14] Natürlich geht es Jesus um all das, was Luz nennt, aber nicht mit dem Wort vom Umkehren und Werden wie die Kinder (Mt 18,3; vgl. Mk 10,15). Damit wird doch unmissverständlich, wie mir scheint, auf kindliche Eigenarten und Eigenschaften abgehoben, die Erwachsene im Laufe ihres Lebens leider verloren haben und die sie deswegen wieder neu gewinnen müssen, wenn sie ins Reich Gottes kommen wollen. In diesem Sinn haben die Kirchenväter Jesu Worte verstanden, und sie haben gegen die modernen Gelehrten völlig recht. Wenn wir also wissen wollen, worum es Jesus geht, müssen wir zumindest in diesem Fall ihren Spuren folgen.

---

13 J. Schmid, Das Evangelium nach Markus (RNT 2), Regensburg 1958, 189.

14 U. Luz, Das Evangelium nach Matthäus, 3. Teilband (EKK I/3), Neukirchen-Vluyn 1997, 16.

4 Was haben die Kinder gewöhnlichen Erwachsenen voraus?

Welche kindlichen Eigenarten und Eigenschaften müssten wir wieder lernen? Gibt es kindliche Charakterzüge, die uns vorbildlich sein könnten? Die Kirchenväter nennen ganz verschiedene Eigenschaften der Kinder, die hier in Frage kommen. So etwa ihre Einfalt und Schlichtheit, ihre Aufrichtigkeit und Demut, ihre unverstellte Blickweise, aber auch ihre Anhänglichkeit an Vater und Mutter oder dass sie noch nicht wissen, wie man Böses mit Bösem vergilt, dass sie die sinnlichen Leidenschaften noch nicht kennen und die typischen Sünden der Erwachsenen.[15] Natürlich sind auch Kinder nicht ohne alle Unarten, schon früh lernen sie von den Erwachsenen Selbstgerechtigkeit und hochmütige Verachtung. Sie kennen Rechthaberei, Eifersucht und Eifersüchteleien. Sie haben Sünden, aber ihre Sünden sind im allgemeinen klein wie sie selbst. Sicherheitshalber fügt Johann Peter Hebel dem „Werdet wie Kinder" noch hinzu: „nämlich wie die guten."[16]

Zweifellos gibt es so etwas wie die kindliche Unschuld. John Henry Newman hat eine eindrucksvolle Predigt darüber gehalten und darin die kindliche Unschuld mit dem Zustand der Menschen vor dem Sündenfall verglichen.[17] Friedrich Schiller spricht in einem Brief an seinen besten Freund von seiner Frau und „der kindlichen Reinheit ihrer Seele".[18] In seiner berühmten Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung

---

15 Vgl. die Stimmen, die zitiert sind bei D.H. Williams, Matthew Interpreted by Early Christian Commentators (The Church's Bible), Grand Rapids (Mich.) 2018, 352–355; Justina C. Metzdorf, Das Matthäusevangelium Kapitel 19–21 (Novum Testamentum Patristicum I/6), Göttingen 2017, 99–101.

16 J.P. Hebel, Biblische Geschichten. Zweiter Teil Kap. 9. In der Ausgabe von Manesse, Zürich 1992, 193. Das Büchlein erschien ursprünglich 1824.

17 Plain and Parochial Sermons V 8 (11. Februar 1838).

18 F. Schiller, Brief an Ch.G. Körner vom 24. 8. 1791, zitiert nach: Ders., Briefe I, hg. von G. Kurscheidt, Frankfurt a.M. 2002, 579.

spricht er gleich im ersten Teil sehr schön über die Unschuld und Einfalt der Kinder und der Erwachsenen, die sich einen kindlichen Charakter bewahrt oder ihn wiedergewonnen haben. Und er unterscheidet sorgfältig das Kindische vom Kindlichen. In meiner Kirchengemeinde wurden die Kinder, die zur Erstkommunion gehen sollten, einmal vor der Fastenzeit aufgefordert, auf einem Zettel jene Unarten zu notieren, auf die sie besonders ungern und schwer verzichten könnten. Da schrieb ein Bub in aller Einfalt, Unschuld und Ehrlichkeit: „Die Eltern ärgern".

Origenes hebt hervor, dass Kinder noch unberührt sind von der Überheblichkeit und Einbildung auf hohe Geburt, Reichtum und andere irdische Güter. „Deswegen kann man sehen, dass die ganz unmündigen Kinder bis zum Alter von drei oder vier Jahren, auch wenn sie hochgeboren zu sein scheinen, den Kindern von niederer Geburt gleich sind und die Kinder, die reich zu sein scheinen, durchaus nicht mehr lieben als die armen." Gleichheit und Brüderlichkeit findet man demnach bei den Kindern: eine bemerkenswerte Beobachtung! Und Origenes fährt fort: Was dem Kind einfach seines geringen Alters wegen zu eigen ist, das müsste der Jünger Jesu aus Vernunft annehmen.[19]

Nach Johannes Chrysostomus ist ein Kind ohne Neid, Eifersucht und Ehrgeiz und besitzt damit die wichtigsten guten Eigenschaften: Schlichtheit, Einfalt und Demut. Wenn uns diese Tugenden fehlen, dann fehlt uns im Hinblick auf unser ewiges Heil das Wichtigste.[20] Die Demut der Kinder ist den Kirchenvätern auch deshalb so wichtig, weil der Evangelist Matthäus dieses Motiv ausdrücklich hervorhebt. Bei ihm heißt es: „Wer sich also erniedrigt (oder verdemütigt) wie dieses Kind [das er vor sie hingestellt hat], der ist der Größte im Himmelreich" (Mt 18,4).

---

[19] Origenes, Der Kommentar zum Evangelium nach Mattäus. Eingeleitet, übersetzt und mit Anmerkungen versehen von Hermann J. Vogt. Erster Teil (BGL 18), Stuttgart 1983, 261 (zu Mt 18,1–5).

[20] JoChrys., in Mt h. 58,2 (zu Mt 18,2f).

Leo der Große sagt in einer Predigt: Christus hat seine irdische Laufbahn in Demut begonnen, nämlich in der Krippe von Bethlehem, und hat sie am Kreuz in Demut und Sanftmut beendet. „Er liebt die Kleinen, da sie uns Demut lehren, ein Vorbild der Unschuld sind und die Sanftmut verkörpern. Er liebt die Kleinen, und auf sie weist er die Erwachsenen in ihrer Gesinnung hin, und zu Kindern lässt er die Menschen in ihren alten Tagen wieder werden. Nach seinem eigenen Vorbild erniedrigt er jene, die er zum ewigen Reich emporführt."[21]

Die Gedanken der Kirchenväter können wir, wie mir scheint, noch weiter entfalten. Kinder, so sagt der namhafte klassische Philologe Wolfgang Schadewaldt einmal ganz richtig, sind „realistische Wesen".[22] Sie haben einen unverstellten Blick und nehmen die Dinge, wie sie sich zeigen. Ihre direkte, unverblümte Art, ihre Meinung zu sagen, kann bekanntlich zu peinlichen Situationen führen. Alles Gekünstelte ist ihnen fremd. Verschmitzt können sie sein, aber nicht ironisch oder gar zynisch. Für Ironie und Sarkasmus haben sie kein Verständnis. Immer wieder zeigen sie eine verblüffende Begeisterungsfähigkeit, sogar an kleinen Dingen wie einem Marienkäfer. Sie sind unbefangen, offen und arglos, vor allem aber, eben weil sie realistische Wesen sind, aufrichtig und ehrlich. Kinder können sich nur schwer verstellen, die Erwachsenen haben es oft nur allzu gut gelernt. In Hans Christian Andersens Märchen „Des Kaisers neue Kleider" lässt sich der Kaiser, der Hofstaat und das ganze Volk von zwei raffinierten Betrügern hinters Licht führen, die behaupteten, sie könnten die herrlichsten Kleider verfertigen. Diese Kleider hätten allerdings „die wunderbare Eigenschaft, dass sie jedem Menschen, der für seinen Beruf

---

21 Leo der Große, Predigt 37, zitiert nach: Texte der Kirchenväter. Eine Auswahl nach Themen geordnet, Bd. 2, München 1963, 74f.

22 Vgl. W. Schadewaldt, Die Anfänge der Geschichtsschreibung bei den Griechen. Herodot / Thukydides (Tübinger Vorlesungen Bd. 2), Frankfurt a.M. 1982, 103.

nicht taugte oder unerlaubt dumm wäre, unsichtbar blieben".[23] In diesen Kleidern zeigt sich der Kaiser bei einem feierlichen Umzug dem jubelnden Volk. Niemand wagt es zu gestehen, dass er von diesen angeblichen Kleidern nichts sieht, bis plötzlich ein Kind ruft: „Aber er hat ja gar nichts an!"

In Dostojewskis „Idiot" erzählt Fürst Myschkin, seine glücklichsten Jahre habe er als Freund einer Schar von Kindern verbracht. „Kann man einem Kinde nicht schlechterdings alles sagen, alles? Es ist geradezu unfasslich, wie wenig die Erwachsenen, sogar die eigenen Eltern die Seele des Kindes kennen! Gibt es doch in Wirklichkeit nichts, gar nichts, was man vor Kindern geheim halten müsste unter dem Vorwand, sie seien noch zu jung und zu unreif! Diese Vorstellung ist unwürdig, falsch, die Kinder selbst merken es sofort, wenn man sie für zu unreif hält, etwas zu begreifen, was sie in Wahrheit längst begriffen haben! Die Erwachsenen haben ja keine Ahnung, wie klug der Rat eines Kindes, auch in den schwierigsten Situationen des Lebens, sein kann!"[24]

Kinder können die klügsten Köpfe in Verlegenheit bringen. Der große russische Satiriker Michail Bulgakow schmückte mit einer Tante zusammen den Weihnachtsbaum. Sein achtjähriger Sohn sah nachdenklich zu und fragte seinen Vater: „Weiß der liebe Gott eigentlich, dass wir nicht an ihn glauben?" Der sonst so schlagfertige Vater blieb ihm die Antwort schuldig.[25]

Dorothy Day, eine ehemalige kommunistische Aktivistin, für die in Rom zur Zeit ein Seligsprechungsprozeß läuft, gestand einmal einem Freund: „Jesus hat immer wieder gesagt, wir sollten versuchen, wie Kinder zu sein – offener für das Leben und neugierig darauf, dem Leben trauen; und weniger zynisch und skep-

---

23 Hans Christian Andersen, Märchen. Übersetzung von Heinrich Denhardt, Stuttgart2004, 111.

24 F.M. Dostojewskij, Der Idiot. Aus dem Russischen von H. Hoerschelmann, München [4]1997, 101 (I 6)

25 Nach Jelena Bulgakowa, Margarita und der Meister. Tagebücher, Erinnerungen, Berlin 1993, 473.

tisch sein und nicht so von uns selbst eingenommen, wie wir es im Alter so oft sind. Damit will ich die Kindheit nicht verklären, nein. Ich kann mich sehr wohl an mein ‚schlechtes Benehmen' erinnern, wie meine Eltern das nannten, wenn ich widerspenstig wurde oder störrisch oder so, dass man nichts mehr mit mir anfangen konnte. Aber ich erinnere mich auch an das viele Staunen, an all die Fragen, die ich hatte, was das Leben und Gott und den Sinn und das Ziel der Dinge betrifft. Und selbst jetzt, wenn ich bete oder mich bemühe, meine spirituelle Seite in Gang zu halten, bin ich, noch bevor ich es weiß, ein kleines Mädchen. Einige der Fragen, die ich damals gestellt habe – meinen Eltern, meinen Freunden und oft genug mir selbst – stelle ich mir selbst immer noch, vierzig, fünfzig oder sechzig Jahre später!"[26]

Dieses Geständnis steht in einem Buch des Kinderpsychiaters und -psychologen Robert Coles, der mit laufendem Tonband unzählige Gespräche mit Kindern zwischen acht und zwölf Jahren geführt und darüber in vielen Büchern berichtet hat. Das zitierte Buch hat den Titel: „The Spiritual Life of Children". Es ist ins Deutsche übersetzt unter dem irreführenden, dummen Titel: „Wird Gott naß, wenn es regnet? Die religiöse Bilderwelt der Kinder" (Hamburg 1992). Leider ist das Gespräch mit Dorothy Day in dieser Übersetzung einfach ausgelassen. Im übrigen ist die Lektüre dieses Buchs spannend und hochinteressant. Die Äußerungen der Kinder und ihre Diskussionen untereinander – oft über die diffizilsten theologischen Fragen – beweisen, wie sehr wir Kinder in ihren intellektuellen Fähigkeiten unterschätzen. Das Buch beweist mit vielen Beispielen die Fähigkeit der Kinder, die großen Fragen des Lebens und die möglichen Antworten auf den Punkt zu bringen und mit einfachen Worten zu formulieren. Jedenfalls aber bete ich jetzt die zentrale Strophe des „Abendlieds" von Matthias Claudius mit neuer Einsicht und begründeter Zustimmung:

---

[26] Robert Coles, The Spiritual Life of Children, Boston 1990, 329.

Gott, lass uns *dein* Heil schauen,
Auf nichts Vergänglichs trauen,
Nicht Eitelkeit uns freun!
Lass uns einfältig werden,
Und vor dir hier auf Erden
Wie Kinder fromm und fröhlich sein!

5 Die Weisen und die Einfältigen (Mt 11,25f / Lk 10,21)

Bei Matthäus und Lukas ist uns ein sorgfältig gestaltetes Gebet Jesu überliefert. Es lautet:

Ich danke dir, Vater, Herr des Himmels und der Erde,
dass du dies den Weisen und Klugen verborgen
und den Einfältigen offenbart hast.
Ja, Vater, so hat es Gefallen gefunden vor dir. (Mt 11,25f)

Dieses Dankgebet spricht von zwei Menschensorten: den Weisen und Klugen auf der einen und den Einfältigen auf der anderen Seite. Als „Weise" bezeichneten sich die Schriftgelehrten selbst. Da ist es keine geringe Provokation, wenn Jesus Gott dafür dankt, dass er „dies", nämlich seine Botschaft vom Reich Gottes, den Weisen verborgen, den Einfältigen dagegen offenbart hat. Mit diesen Einfältigen meint er konkret wohl seine Jünger. Das entsprechende griechische Wort wird in der Einheitsübersetzung mit „Unmündige" wiedergegeben. Das ist nicht falsch, an unserer Stelle aber nicht recht passend. Das Wort νήπιος, das hier steht, bezeichnet konkret Kleinkinder bis zu drei oder vier Jahren; im übertragenen Sinn meint es kindisch, töricht, einfältig, ahnungslos, unwissend.[27]

---

[27] Vgl. J.H. Moulton / G. Milligan, The Vocabulary of the Greek Testament Illustrated from the Papyri and Other Non-Literary Sources, Grand Rapids 1976 (ursprünglich 1930), s.v. 426.

Einen schönen Kommentar zu diesem ungewöhnlichen Gebet Jesu hat Clemens von Alexandrien um 200 n. Chr. verfasst in einem Buch, das den wahren Pädagogen, nämlich Christus, vorstellen will. Da lesen wir: „Das kleine Kind (νήπιος) ist freundlich und deshalb auch lauter, zärtlich, einfach, arglos, ungeheuchelt, direkt und gerade heraus in seinen Urteilen; es ist die Einfachheit und Wahrheit in Person. ... So sollen auch wir lauter sein beim Argumentieren, gewandt im Gutestun, ohne Zorn und ohne jede böse Absicht und krumme Wege. Denn die alte Generation war verdreht und hartherzig; der Chor der ‚Einfältigen' jedoch, wir, das neue Volk, sind gelehrig wie die Kinder ... Unser Pädagoge und Meister nennt uns ‚Einfältige', die wir für das Heil besser vorbereitet sind als die Weisen dieser Welt, die deshalb blind sind, weil sie sich für Weise halten. Von Freude ergriffen und frohlockend rief Jesus, gleichsam mit den Einfältigen: ‚Ja, Vater, so hat es Gefallen gefunden vor dir!' Darum wird das, was den Weisen und Klugen dieser Welt verborgen ist, den Einfältigen offenbart – den Einfältigen, denn wir sind es wirklich, Kinder Gottes, die den alten Menschen und den Rock der Schlechtigkeit ausgezogen haben und dafür angezogen haben die Unvergänglichkeit Christi, um neue Menschen zu werden, ein heiliges Volk, um als Wiedergeborene den neuen Menschen unbefleckt zu bewahren und Einfältige zu sein, wie neugeborene Kinder Gottes, gereinigt von Unzucht und Laster."[28]

In dasselbe Horn wie Clemens von Alexandrien stoßen auch moderne Christen, die als berühmte Literaten eigentlich zu den Klugen und Weisen gehören, als Christen aber zu den einfältigen Kindern Gottes. Zu diesen gehört etwa G.K. Chesterton, den man ohne weiteres als großes Kind bezeichnen könnte. Er war der Meinung, der Mensch müsse von Zeit zu Zeit bereit

---

[28] Clem. Alex. Paed. I 19,1.4; 32,2–4. Übersetzung in Anlehnung an: G. Bardy, Menschen werden Christen. Das Drama der Bekehrung in den ersten Jahrhunderten, hg. und übersetzt von Josef Blank, Freiburg i.B. 1988, 175.

sein, ganz neu zu beginnen von einem kindlichen Standpunkt aus. Das sei der Sinn der Geburtstagsfeier. Das sagt er in einem Buch über seinen Freund George Bernard Shaw, der es ablehnte, seinen Geburtstag zu feiern, was Chesterton einfach abscheulich fand.[29]

George Bernanos, der die abgründige Welt kannte wie wenige, schrieb einem Mädchen in sein Poesiealbum: „Seien Sie treu den Dichtern, bleiben Sie treu der Kindheit! Werden Sie niemals erwachsen! Es gibt ein Komplott der Erwachsenen gegen die Kindheit; es genügt, das Evangelium zu lesen, um sich davon zu vergewissern. Der liebe Gott sprach zu den Kardinälen, Theologen, Essayisten, Historikern, Literaten, schließlich zu allen: ‚Werdet so wie die Kinder'. Und die Kardinäle, Historiker, Essayisten, Literaten wiederholen von Jahrhundert zu Jahrhundert dem verratenen Kind: ‚Werde so, wie wir sind.'"[30] Die Aufforderung, niemals erwachsen zu werden, dürfen wir natürlich nicht ganz wörtlich nehmen. Mit Recht sagt Paulus an einer berühmten Stelle: „Als ich ein Kind war [und er gebraucht hier das griechische Wort νήπιος im konkreten Sinn für Kleinkinder], plapperte ich wie ein Kind, dachte wie ein Kind und urteilte wie ein Kind. Doch als Erwachsener legte ich das Kindliche an mir ab" (1 Kor 13,11). Das Geplapper der Kinder ist drollig, aber an Erwachsenen ist es kindisch. Unser Geist verlangt nach Ausbildung und ständiger Weitung. Wir sollen erwachsen werden, aber so, dass uns die Tugenden des Kindes und seine guten Eigenschaften nicht abhanden kommen. Feiern wir also unsere Geburtstage in dem Sinn, wie Chesterton ihn sah, und bleiben wir der Kindheit treu, wie Bernanos uns rät. Machen wir das Komplott der Erwachsenen gegen die Kindheit nicht mit. Denn Jesus hat wirklich nicht gesagt: Werdet klug und weise, sondern: Werdet einfältig wie die Kinder!

---

29 G.K. Chesterton, George Bernard Shaw, New York 1910, 158.

30 G. Bernanos, Die Geduld der Armen. Neue Briefe, übertragen von H.U. von Balthasar, Einsiedeln 1954, 110.

Der Weg des Konvertiten John Henry Newman (1801 - 1890) in die katholische Kirche – in die wahre Freiheit? Was sagt er dazu in seiner *Apologia pro vita sua*?

Monika Born

Vorbemerkungen

Im Rahmen des Tagungsthemas „Der katholische Weg zur wahren Freiheit“ will ich den spezifischen Weg des hl. John Henry Newman zur katholischen Kirche charakterisieren und mich dabei ausdrücklich auf seine *Apologia* beschränken, was angesichts seines gewaltigen Werkes einfach notwendig ist. Manche Erweiterungen ergeben sich aus der Sekundärliteratur.
Zu begründen ist das Fragezeichen bezüglich der „wahren Freiheit“: Was kann bei seinem Lebensweg damit gemeint sein angesichts all der Widerstände vor allem von Seiten der katholischen Kirche Englands und Roms nach seinem Übertritt zur katholischen Kirche. Was sagt er dazu in seiner *Apologia*?

1 Zur Entstehung der Apologia

Im Vorwort zur Buchausgabe der *Apologia* 1865 gibt Newman Auskunft über den Anlass zur Entstehung dieses Werkes und informiert darüber, dass die Erstveröffentlichung aus sieben Teilen (Flugschriften vom 21.04. bis 02.06. 1864) bestanden hat. Für die Ausgabe in Buchform habe er den Text auf fünf Kapitel verkürzt und einige Auszüge aus den weggelassenen Kapiteln übernommen, um den Leser über den Zweck der Veröffentlichung aufzuklären (A 40 f.).

Zu Beginn seines Vorworts sucht Newman verständlich zu machen, wie er dazu kommen konnte, ein ganzes Buch über sich selbst und über seine persönlichen Gedanken und Gefühle zu schreiben als „Geschichte meiner religiösen Überzeugungen“ (A 35). Dazu musste er einige innere Widerstände überwinden: „Es ist durchaus nicht angenehm für mich, mein eigenes Ich in den Vordergrund zu rücken und mich dafür angreifen zu lassen“ (A 56). Das erste Kapitel leitet er ein mit der Aussage, die Worte „Secretum meum mihi“ (Mein Geheimnis gehört mir) klängen ihm beständig in den Ohren (A 59). Damit greift Newman ein Wort seines geistlichen Vaters Philipp Neri auf (Fo 6). Könnte es sein, dass der eigenartig distanzierende Titel „Verteidigung *seines* Lebens“ in diesen Bedenken begründet ist, über sich selbst zu schreiben und so sein „Geheimnis“ preiszugeben? Hätte er sonst nicht geschrieben „Verteidigung *meines* Lebens“?

Warum also hat Newman die *Apologia* verfasst?
Er verweist darauf, dass er nach seiner Konversion 1845 fast 20 Jahre lang zu allen Angriffen und Missverständnissen geschwiegen habe, weil er Verständnis für viele Anschuldigungen hatte. Schließlich habe er in aller Schärfe Position bezogen, mit seinen Schriften eine Partei um sich gesammelt; sei dann Schritt für Schritt zurückgewichen; habe viele seiner Worte widerrufen und sogar Freunde in Verwirrung gebracht; zuletzt habe er sich auf die Seite derer geschlagen, denen er lange Zeit

zugesetzt hatte (A 35 f.). Nun aber könne er nicht mehr schweigen: Anfang Januar 1864 hatte der anglikanische Kirchenhistoriker Charles Kingsley in einem Zeitschriftenartikel Newman und dem katholischen Klerus insgesamt Mangel an Wahrhaftigkeit vorgeworfen (A 36). Eine vollständige Infragestellung seiner eigenen Moral − so Newman − hätte er ertragen, aber die Pflicht gegen seine Mitbrüder habe ihn zu einer Reaktion gezwungen. Auf die Forderung Newmans, Kingsley solle seine Anschuldigungen belegen, und nach einem längeren Briefwechsel folgte nur eine noch schärfere Anklage durch Kingsley (A 40).

Voderholzer schreibt, dies sei für Newman wie ein Todesstoß gewesen. Am Passionssonntag 1864 sah er sich als Sterbenden und verfasste einen kurzen Text „Im Angesicht des Todes“ (Vo 87). Von Mitte April bis Mitte Juni 1864 hat Newman dann an der Niederschrift der *Apologia* gearbeitet und die fertigen Teile jeweils als Flugschrift veröffentlicht. Die Anklage der Unwahrhaftigkeit sei − so Newman − das Schlimmste, was jemand über ihn und seine Mitbrüder sagen könne (A 42). Wahrhaftigkeit sei eine natürliche Tugend, über welche die Welt urteilen könne. Darum sei er zuversichtlich, die Leser von seiner Ehrlichkeit überzeugen zu können, indem er den wahren Schlüssel zu seinem ganzen Leben preisgeben werde und nur schreibe, was der Wahrheit entspricht, und Rechenschaft über seine Konversion ablege (A 53 ff.).

Bereits die Entstehungsgeschichte der *Apologia* zeigt auf, was Schwerpunkt in Newmans Leben war: das Streben nach Erkenntnis der Wahrheit in der Haltung bedingungslosen Gehorsams, also in der Bereitschaft, seinem Gewissen zu folgen; und dann die Verteidigung der Wahrheit. Der oft als „Theologe des Gewissens“ charakterisierte Newman geht in der Apologia nur selten direkt auf das Gewissen ein (wie z. B. dass Gott „als ein persönliches, allwissendes und gerechtes Wesen in meinem Gewissen lebt“, A 300), aber tatsächlich geht es indirekt bei

allem Ringen um die Wahrheit und der Pflicht zum Glaubensgehorsam um das Gewissen.

2 Die Eigenart der Apologia als literarischer Text

Auf das bereits angesprochene Vorwort folgen fünf Kapitel, von denen vier mit dem lapidaren Titel überschrieben sind „Geschichte meiner religiösen Überzeugungen“ bis zum Jahr 1833 − von 1833 bis 1839 − von 1839 bis 1841 von 1841 bis 1845. Dann der Titel des 5. Kapitels: „Meine Geistesverfassung seit 1845“, womit er dem Leser signalisiert, dass seine „religiösen Überzeugungen“ seit seiner Konversion keine weitere geschichtliche Entwicklung mehr erfahren haben.

Die Apologia ist ein sehr komplexes Werk, zugleich Verteidigungsschrift und Autobiografie, vereinigt also unterschiedliche literarische Formen wie erzählende und beschreibende Passagen aus der Ich-Perspektive, Charakteristiken seiner Freunde, zahlreiche Reflexionen über die Ausgangspunkte seines Denkens, über Ideen, die ihn beeinflusst haben, sowie über Konflikte, die sich aus seinem religiösen Ringen ergaben (Mü 17). Zugleich sind viele Briefe und Dokumente integriert mit stark sachbezogenem Charakter, meist als Beleg für die Wahrhaftigkeit seiner Aussagen.

Der Leser der *Apologia* darf also keinen Roman über Newmans Leben erwarten (Gei 5) und auch nicht ein primär theologisches Werk; vielmehr argumentiert Newman vor allem historisch, eben um die „Geschichte“ seiner religiösen Überzeugungen dazulegen (Gei 11).

Mit Recht stellt Müller fest, die *Apologia* sei (anders als Briefe und Tagebücher) „aus der reflektierten Distanz“ verfasst (Mü 18). In der Tat verzichtet Newman auf stark emotionale Darstellungen und die breite Beschreibung von Befindlichkeiten, was aber nicht Verzicht auf sprachliche Schönheit bedeutet. Er hatte − so Biemer (19) − die Gabe, „die Wahrheit durch die Schönheit der Sprache zum Ausdruck zu bringen.“ Auch

Dessain, der Newman als großen Schriftsteller bezeichnet, betont, die Apologia sei in „königlichem Englisch“ geschrieben. Und er − wie viele andere − stellt sie mit den „Bekenntnissen“ des Augustinus auf gleiche Höhe (De 9).

Wer wie ich die *Apologia* in deutscher Übersetzung liest und auch diese sprachliche Fassung „schön“ nennen kann, darf einiges der Übersetzerin Maria Knoepfler verdanken, über die Alfons Knoll einen eindrucksvollen Artikel verfasst hat. Welche geistig-geistliche Motivation sie bei ihrer Übersetzungstätigkeit geleitet hat, zeige das Motto, das sie ihrer Übersetzung 1914 vorangestellt hat: „In Officio Caritatis“. Es sei ein reichliches Maß an Liebe notwendig gewesen, um sich wie sie in ein fremdes Werk derart „einzufühlen“, dass sie das Gesagte in der eigenen Sprache neu zu sagen vermochte. Auch Guardini hat in seinem Nachruf auf Maria Knoepfler geschrieben, dies sei Arbeit aus Newmans Geist (K 101 f.).

Was die *Apologia* über das bereits Gesagte hinaus auszeichnet, ist der Leserbezug. Newman schreibt in einer klaren Sprache, ohne komplizierte Syntax und unter Verzicht auf unnötiges Fachvokabular. Die Grundlage hierfür ist − wie Dessain schreibt (245) − seine Begabung, „sich in die Vorstellungswelt anderer Menschen hineinzuversetzen und deren Ansichten und Argumente sogar noch klarer darzulegen als diese selbst“. Newman möchte seine Leser verstehen und von ihnen verstanden werden. Das könnte nicht besser ausgedrückt sein als in seinem Wappenspruch als Kardinal: „Cor ad cor loquitur“ (Das Herz spricht zum Herzen). Immer den Leser und sein Fassungsvermögen im Blick, hat Newman viele Informationen in einem umfangreichen Anhang an seine fünf Kapitel angeschlossen.

Insgesamt wirkt die *Apologia* nicht wie ein Text aus dem fernen 19. Jahrhundert, sondern ist dem zeitgenössischen Leser sehr nahe. Görres bringt es auf den Punkt, wenn sie sagt, die Apologia sei keineswegs Selbstbiografie im gewöhnlichen Sinn. Was Newman darstellen wolle, sei „einzig dies: das langsame, überraschungsreiche und doch folgerichtige Wachsen der

Wahrheitserkenntnis“ – in der Bereitschaft, diese Erkenntnis in seinem Handeln wirksam werden zu lassen (Gö 106 f.; s. auch Benedikt XVI. 1). Und genau dies geht jeden Leser an – auf seinem eigenen religiösen Weg.

3 Der rote Faden in Newmans Leben

Ich greife das Bild vom „roten Faden“ auf, das Geißler gebraucht, um das Verbindende aller Etappen in Newmans Leben zu kennzeichnen (Gei 5). Benedikt XVI. hat vor allem die drei Bekehrungen Newmans hervorgehoben, bei denen das Gewissen eine entscheidende Rolle spielte, nicht die sich selbst behauptende Subjektivität, sondern der Gehorsam gegenüber der Wahrheit (zitiert bei Gei 1). Dies sei nun das Leitmotiv.

3.1 Die erste Bekehrung: Erkenntnis des dogmatischen Prinzips (bis 1833)

Newman war als anglikanischer Christ aufgewachsen in der aufgeklärten Religion des 18. Jahrhunderts, in der es im Christentum und in der anglikanischen Kirche, der er angehörte, vor allem um Stimmung, Ethos, Neigungen des Gemüts und Haltungen ging, nicht aber um Entscheidung und Bekenntnis (Gö 94).

In der *Apologia* schreibt er über die „große Veränderung“ in seinem Denken als Fünfzehnjähriger: „Ich kam unter den Einfluss eines eindeutigen Glaubensbekenntnisses und mein Geist nahm dogmatische Einflüsse in sich auf, die durch Gottes Güte nie mehr ausgelöscht oder getrübt wurden“ (62). Es ging dabei um das ihm von einem seiner Lehrer empfohlene Buch eines calvinistischen Autors. Was Newman besonders bewegte: „Er folgte der Wahrheit, wohin sie ihn führte“ (A 63). Das ist seine 1. Bekehrung und der Anfang des roten Fadens in seinem Leben unter dem Stichwort „Dogma“ als dem Fundamentalprinzip der Religion (A 117).

In diesen jungen Jahren wurde ein weiterer sein Leben prägender Grund gelegt: das Interesse an den Schriften der Kirchenvä-

ter. Und nur zögernd spricht Newman eine lebensbestimmende Eingebung an: Er solle nach Gottes Willen ein eheloses Leben führen (A 66).

Im Theologiestudium erschlossen sich Newman weitere Wahrheiten, die von Bedeutung waren für seinen Weg in die katholische Kirche: die Lehre von der Tradition − entgegen der Behauptung, die Schrift allein genüge für den Glauben; die Lehre von der apostolischen Sukzession und vor allem die Lehre von der Kirche, die die Wahrheit verkündet und Vorbild für die Heiligkeit ist (A 68 f.). Dies alles sah er in der anglikanischen Kirche verwirklicht.

Ein weiterer für sein Leben bedeutsamer Punkt wurde ebenfalls im Studium grundgelegt: die Ablehnung des Liberalismus in der Religion, der für ihn selbst zur Gefahr geworden war (A 74). Es handelt sich um die Lehre, dass es in der Religion keine positive Wahrheit gebe, dass ein Bekenntnis so gut wie das andere sei. Das ist nichts anderes als jener „Relativismus“, den Benedikt XVI. immer wieder geißelt. Dem steht das „dogmatische Denken“ gegenüber: Es anerkennt die Tatsache des Offenbarungswortes Gottes, vor allem in Jesus Christus, dem fleischgewordenen Wort Gottes, gefasst im Glaubensbekenntnis und wirksam in den Sakramenten der Kirche (Mü 8 f.).
Ein Blick auf seine Lebensdaten:

1822 Fellow (Professor) am Oriel College in Oxford
1825 anglikanische Priesterweihe
1828 Universitätspfarrer
1831 Universitätsprediger an St. Mary's in Oxford

Nach seiner Mittelmeerreise, bei der er von Rom völlig unbeeindruckt blieb (A 97) und während der er viele Gedichte geschrieben hat, begann nach seiner Rückkehr 1832 für ihn ein neuer Lebensabschnitt. Ihm war bewusst, dass er nach Überwindung einer Todeskrankheit während der Reise in England eine Mission zu erfüllen habe (A 98).

3.2 Die zweite Bekehrung: Die Wahrheit der sichtbaren Kirche (1833 bis 1841)

Der rote Faden wird nach seiner Heimkehr weiter abgewickelt. Newman musste erkennen, dass liberalistische Strömungen in der anglikanischen Kirche gegen das dogmatische Prinzip immer mehr an Einfluss gewannen (A 102). Gegen das liberalistische Prinzip hatte sich bereits eine Reformbewegung gebildet, deren führende Persönlichkeit Newman ab 1833 wurde − die Oxfordbewegung. Er schreibt: „Ein unbedingtes Vertrauen in unsere Sache beseelte mich. Wir hielten am ursprünglichen Christentum fest, das die frühen Kirchenlehrer für alle Zeiten überliefert hatten ... Diese Religion aus alter Zeit ... musste zu neuem Leben erweckt werden“ (A 110).

Als seine drei „wissenschaftlichen Grundsätze“, die für die Oxfordbewegung leitend sein sollten, nennt Newman

1. das dogmatische Prinzip (gegen den antidogmatischen Liberalismus),
2. die Wahrheit einer eindeutigen Glaubenslehre auf dem Fundament des Dogmas, nämlich, dass es eine sichtbare Kirche gibt mit Sakramenten und Riten (A 119). Dies bedeutete Newmans 2. Bekehrung. Er betont, dass er seine Ansichten über diese beiden Grundsätze nie geändert habe.

   Anders beim
3. Grundsatz, das antirömische Prinzip (der Papst als Antichrist, dem die ganze lateinische Kirche seit etwa 600 und besonders seit dem Konzil von Trient verfallen sei − mit neuen Dogmen und z. B. einer verkehrten Marien- und Heiligenverehrung. Erst 1843 habe er die Kraft gefunden, das antirömische Prinzip zu widerrufen (A 120 f.).

Dieser relativ späte Widerruf erklärt sich daraus, dass Newman davon überzeugt war, die anglikanische Kirche sei die wahre katholische Kirche, für die er wirken müsse; und zugleich musste er sich gegen Vorwürfe von allen Seiten wehren, seine Predigten und Traktate sowie seine Schriften über die Kirchen-

väter würden Anglikaner der römischen Kirche in die Arme treiben (A 134). Die Oxfordbewegung, allen voran Newman, hatte nämlich die drei Positionen in überaus wirksamen Predigten und Flugschriften sog. Tracts (Traktaten) verbreitet, die den ganzen Kreis christlicher Wahrheiten umfassten (De 113).

Wie sehr Newman daran gelegen war, die von ihm vertretene Wahrheit den Menschen begründet aufzuweisen, belegen auch die Vorlesungen, die er von 1834 bis 1836 gehalten hat, und sein Buch über das Prophetenamt in der Kirche (1837), das kontroverstheologisch angelegt ist mit einem dennoch ökumenischen Ziel, die ursprüngliche Einheit der Kirche wiederzugewinnen. Er wollte aus den alten Quellen nachweisen, dass eine sichtbare Kirche wesentlicher Bestandteil des christlichen Glaubens ist, das Prinzip des wahren Katholizismus, das die Protestanten verneinten und die römischen Katholiken pervertierten. Die Kirche von England habe den mittleren Weg gewählt, die Via Media (De 115 f.).

Newman betont in der *Apologia* (137), dass er mit seinem Buch eine gut begründete anglikanische Theologie entwickeln wollte und dass auch ein persönliches Motiv dabei eine Rolle spielte. Hier zeigt sich wieder der rote Faden in aller Deutlichkeit: „Ich empfand es damals und empfinde es immer noch als eine intellektuelle Feigheit, für seinen Glauben keine vernünftige Grundlage zu haben, und als eine moralische Feigheit, für diese Grundlage nicht offen Zeugnis zu geben“ (A 138). Aber − so Newman − es sollte jahrelang sein Los sein, eben keine befriedigende Grundlage für sein religiöses Bekenntnis zu finden; dem Anglikanismus nicht ganz ergeben sein zu können, noch imstande zu sein, sich Rom anzuschließen. „Aber ich ertrug es, bis im Lauf der Jahre mein Weg klar vor mir lag“ (A 138).

Zurück zur Via Media, deren Kernpunkt die Theorie war, die eine Kirche habe sich in drei Teile auseinander entwickelt: die lateinische, die griechische und die anglikanische Kirche. Sie stimmten in allem überein, nur nicht in den später hinzugekommenen „Irrtümern“ (A 143). Die anglikanische Kirche habe das

Erbe der alten Kirche treu bewahrt und bilde somit den mittleren Weg zwischen dem lateinischen und griechischen. Geißler (7) verweist auf den „Haken“, den die Via Media hatte: Die Wahrheit liegt nicht unbedingt in der Mitte. Bei seinem vertieften Studium der Kirchenväter musste Newman erkennen, dass die Wahrheit auf der Seite Roms lag: „Die Via Media brach wie ein Kartenhaus zusammen“ (Gei 7).

Es gab für Newman eine weitere bittere Enttäuschung: In seinem Tract 90 von 1841 hatte er die 39 Artikel des anglikanischen Credo im Sinne des ursprünglichen Dogmas ausgelegt. Dieser Tract wurde von der Universität Oxford verurteilt und von den anglikanischen Bischöfen zurückgewiesen. Newmans Bemühungen waren gescheitert. Er sah klar (A 164), dass sein Platz in der Oxfordbewegung verloren, das Vertrauen in ihn geschwunden, seine Tätigkeit zu Ende war. Als er ersucht wurde, den Tract 90 zurückzuziehen, weigerte er sich, denn er konnte mit der rein protestantischen Erklärung der 39 Artikel nicht einverstanden sein (A 165 f.). In einem Brief an den Bischof von Oxford legt er seine Stellung in der Oxfordbewegung nieder und schreibt ihm, er vertraue auf Gottes Beistand, wenn er sein Herz lauter bewahre, und wolle persönliche Demütigungen zu ertragen versuchen, „damit ich bewahrt bleibe vor dem Verrat an einer heiligen Sache …“ (A 166 f.).

Rückblickend schreibt Newman, menschlich betrachtet seien die sieben Jahre bis 1841 die glücklichsten seines Lebens gewesen. „Ich war wirklich daheim.“ In Oxford hatte er einen großen Freundeskreis, von seiner Lehre begeisterte Studenten, eine große Hörerschaft bei seinen Predigten. Es war die Zeit der Fülle, auf die eine Zeit der Dürre folgen würde (A 149). Newman hatte − so Görres (145) − erkannt, dass seine Kirche die Wahrheitsfrage gar nicht stellte; es ihr nur um die öffentliche Meinung ging, um Opportunität und Machterhalt. Wie sollte Newman in einer Kirche bleiben können, in der es gar nicht um die Wahrheit ging?

Und was war mit der katholischen Kirche Englands? Newman erwähnt in der *Apologia* nicht, was er von dieser Seite bitter erleiden musste und was er nur in Briefen beklagt hat: die Unterstellung, dass er und seine Freunde längst katholisch seien, aber wegen ihrer guten Pfründe in der Staatskirche bleiben wollten (Gö 144).

3.3 Die dritte Bekehrung: Die römische Kirche ist die wahre Kirche (1841– 1845)

Es folgten Jahre qualvollen Ringens um die Wahrheit, in denen Newman den roten Faden fest in Händen hielt, auch wenn er ins Fleisch schnitt. Über die sachliche Seite dieses Ringens schreibt er in der *Apologia* ausführlich, über seine eigene Qual nur indirekt, indem er auf die Ich-Form verzichtet – „dass tiefes Dunkel *seine* Seele“ umgab (A 169) – oder indem er Briefe an seine Freunde zitiert. Insbesondere das Jahr 1844 war – so Dessain (175) – wie eine „dunkle Nacht“; und Görres (167) spricht vom Weg der Agonie, ein wahres Sterben, das volle fünf Jahre andauerte. Sie zitiert aus Newmans 1833 geschriebenen Gedicht: „Führ, liebes Licht, im Ring der Dunkelheit, führ du mich an!“ Es nehme prophetisch seinen inneren Weg in den Jahren der Entscheidung voraus.

Nachdem Newman bereits 1840 mit einigen Freunden in Littlemore gelebt hatte (eine selbstständige Filiale der Pfarrei St. Mary in Oxford), zog er 1842 ganz dorthin, der entscheidende Ort in dieser Entscheidungsphase (Mü 38).

1843 hat er alle Anklagen gegen die Kirche Roms widerrufen. Er schreibt: „Ich begann an der englischen Kirche zu verzweifeln“ (A 284) und legte all seine Ämter in der anglikanischen Kirche nieder, verzichtete auf alle Pfründe und schließlich auf seine Aufgaben als Professor. Fortan lebte Newman als Laie.

Einige wichtige Erkenntnisschritte in diesen Jahren seien kurz charakterisiert:

Seine kirchengeschichtlichen Studien erschlossen ihm die Einsicht, dass das „Drama der Religion und der Kampf zwischen Wahrheit und Irrtum“ immer und überall gleich sei. „Die Grundsätze und die Handlungsweise der Kirche waren die gleichen wie damals und die Grundsätze und Handlungsweise der Häretiker unterschieden sich nicht von denjenigen der heutigen Protestanten. Fast mit Schrecken sah ich das“ (A 196 f.). Sollte er etwa Beweise für Arius schmieden „gegen den großen Dulder Athanasius oder den majestätischen Leo? ... Meine Seele sei bei den Heiligen!“ (A 197).

Und weiter führt der rote Wahrheitsfaden: In einem Artikel des katholischen Bischofs Wiseman trifft ihn ein Satz des hl. Augustinus: „Securus iudicat orbis terrarum“ (Sicher urteilt der Erdkreis.). Als Newman diesen Satz in seiner ganzen Bedeutung erfasst hatte, war ihm klar: „Das wohlüberlegte Urteil, dem schließlich die ganze Kirche zustimmt ..., stellt ... ein unfehlbares Gebot und einen endgültigen Schiedsspruch gegen solche Teile dar, die sich auflehnen und abfallen“ (A 198 f.). Newman schreibt, diese Worte des hl. Augustinus hätten ihn mit einer Macht getroffen, wie er sie nie zuvor empfunden hatte. Sie glichen dem „tolle, lege“ des Kindes, das den hl. Augustinus bekehrte (A 199). Es kam ihm der Gedanke, den er zunächst noch zurückwies: „Die Kirche von Rom wird sich schließlich als die rechtmäßige erweisen“ (A 200). Was Newman hier aufgegangen ist − so Müller (40) − ist „das Prinzip, wie in der Kirche Lehrfragen entschieden werden. Der bloße historische Rückgriff auf das Altertum reicht nicht aus. Das Alter einer Lehre entscheidet nicht über die Wahrheit; und eine in jüngerer Zeit aufgetretene Entfaltung einer Lehre spricht nicht gegen ihre Verbindlichkeit und Zugehörigkeit zum Glauben der katholischen Kirche“.

Alles verdichtete sich für Newman in der Frage: „Kann ich ... als Mitglied der englischen Kirche gerettet werden? Könnte ich noch in dieser Nacht ruhig sterben? Ist es eine Tod-

sünde für mich, einer anderen Gemeinschaft nicht beizutreten?“ (A 338).

Es fehlte nun − 1844 − nicht mehr viel, um das Ende des roten Wahrheitsfadens zu erreichen. Aber noch fehlte die letzte Klarheit. So suchte Newman noch einmal Schritt für Schritt, sich selbst Rechenschaft zu geben, indem er eine „Abhandlung über die Entwicklung der Glaubenslehre“ zu verfassen begann (A 285). Sein Fazit: Es „wurde mir immer klarer, dass die anglikanische Kirche zweifellos im Unrecht und die römische Kirche formell im Recht sei. Dann kam ich zu der Erkenntnis, dass keine vollgültigen Gründe für mein Verbleiben in der anglikanischen Kirche und keine begründeten Einwände gegen den Übertritt zur römischen Kirche vorlagen“ (A 301 f.). Es war Newman nun völlig klar, dass er den Übertritt vollziehen müsse, denn er war zu der tiefen, unwandelbaren Überzeugung gelangt, „dass unsere Kirche sich im Schisma befindet und dass mein Heil von der Vereinigung mit der römischen Kirche abhängt“ (A 336).

Dies nun war Newmans dritte Bekehrung, die er noch durch den förmlichen Übertritt zur katholischen Kirche vollendet hat. Im Zuge des Schreibens seiner Abhandlung − so Newman − hätten sich seine Schwierigkeiten immer mehr geklärt. „Ehe ich zum Ende kam, entschloss ich mich zum Übertritt, und das Buch blieb in dem Zustande, in dem es damals war, unvollendet“ (A 342). Es ging nur um die Wahrheit und den Gehorsam ihr gegenüber. Er habe durchaus „keine begeisterte und heldenmütige Opferfreudigkeit“ in sich gefühlt. „Nichts kann mich aufrichten“ (A 336). Der Hintergrund: Er fühlte damals keine Sympathie für die römischen Katholiken und musste „unersetzliche Opfer“ bringen − menschlich und beruflich.

Über seinen Übertritt schreibt Newman in der *Apologia* nur kurz und fast lapidar: Er habe seine Freunde in Briefen über seinen Entschluss unterrichtet, dass er am 8. Oktober 1845 in Littlemore den Passionistenpater Dominic Barberini bitten werde, ihn „in die eine Herde Christi“ aufzunehmen (A 343).

Ganz karg wirken die Auskünfte am Ende des 4. Kapitels: dass der Bischof Dr. Wiseman ihn in sein Vikariat nach Oscott eingeladen habe, wohin er mit einigen Freunden ging; dass Wiseman ihn später nach Rom sandte und ihm schließlich seinen Platz in Birmingham zuwies; dass er im Februar 1846 Oxford für immer verließ, Abschied vom Trinity College nahm und sein Zuhause in Littlemore verlassen hat (A 345).

Zu Newmans Konversion schreibt Dessain: „Der Schritt, den er nun tat, war für ihn lediglich die logische Konsequenz der Bekehrung, durch die er sich Gott im Alter von sechzehn Jahren übergeben hatte.“ Und: „Er ist gegangen wie aus einer schlichten Pflicht heraus, ohne an sich selbst zu denken, um sich völlig in Gottes Hand zu begeben. Denn von solcher Art sind die Menschen, die Gott in Dienst nimmt“ (De 185).

Görres kommt zu dem Fazit: „Nirgends ist das echte Anliegen des Skeptikers, das unbestechliche Wissen um die Grenzen und die Fehlerquellen menschlichen Denkens redlicher ernstgenommen und durchgetragen worden als bei Newman, nirgends aber auch die ernste Zuversicht zur Kraft des menschlichen Geistes, Wahrheit zu erkennen und zu erfassen“(Gö 180).

4 Es war der Weg in die wahre Freiheit!

Liest man den Beginn des 5. Kapitels der *Apologia* − Meine Geistesverfassung seit 1845 −, dann stellt sich die Frage nicht mehr, ob Newman „die wahre Freiheit“ gewonnen hat, auch wenn er das Wort „Freiheit“ nicht benutzt. Seine Aussage ist eindeutig: „Von der Zeit an, als ich katholisch wurde, muss ich natürlich keine Geschichte meiner religiösen Überzeugungen mehr schreiben.“ Nicht, als hätte er nicht weiterhin über religiöse Fragen nachgedacht. Vielmehr geht es darum, so betont er, „dass ich keine Änderungen mehr durchmachen musste und keinerlei Besorgnis mehr im Herzen trug. Ich habe in vollkommenem Frieden und ungestörter innerer Ruhe gelebt, ohne je von einem einzigen Zweifel heimgesucht zu werden ... (Aber)

es schien mir, als hätte ich nach stürmischer Fahrt den sicheren Hafen erreicht, und das Glück, das ich darüber empfand, hat bis heute ununterbrochen angehalten“ (A 347).

Dies also hat Newman fast 20 Jahre nach seiner Konversion geschrieben, Jahre der Bitternis durch Anfeindungen, Misstrauen und Unterstellungen von allen Seiten. Umso mehr Gewicht haben die eben zitierten Aussagen: Newman hat nach langem Ringen durch seinen Übertritt in die katholische Kirche zu jener wahren Freiheit gefunden, die von bitteren Erfahrungen nicht mehr irritiert werden kann, die von keinem Zweifel mehr berührt wird, die ihm vollkommenen Frieden und innere Ruhe geschenkt hat. Es ist jene Freiheit, von der Jesus spricht: „Wenn ihr in meinem Wort bleibt, seid ihr wirklich meine Jünger. Dann werdet ihr die Wahrheit erkennen und die Wahrheit wird euch frei machen“ (Joh 8,31 f.).

Hans Urs von Balthasar ist davon überzeugt, dass Newman mit seinem Übertritt in die katholische Kirche in einem Raum der Freiheit angelangt ist, der es ihm ermöglicht, ganz frei zu sein für die Heiligen, das Gebet und die Meditation − trotz aller Schwierigkeiten. Es sei der Raum der Freiheit, dessen Hüter Petrus ist (Ba 228 f.).

Ein Blick auf Lebensstationen nach Newmans Konversion:

1846/47	Theologiestudium in Rom; zugleich eine Art Noviziat als Oratorianer, zusammen mit sieben Mitbrüdern
1847	Weihe zum katholischen Priester
1848	Gründung des Oratoriums in Birmingham
1852	im Auftrag der irischen Bischöfe Entwicklung der Konzeption einer katholischen Universität in Dublin; dazu programmatische Vorträge, um für die umfassende Bildung katholischer Priester und Laien zu werben (Universität Oxford als Modell)
1854−57	erster Rektor der katholischen Universität Dublin; Niederlegung seines Amtes, weil die irischen Bischöfe sein Bildungskonzept nicht mittragen. Erfolgreiche Gründung eines katholischen Gymnasiums in Birmingham

1855 Bruch mit dem von ihm gegründeten Oratorium in London − wegen feindlicher Mitbrüder

1859 Redakteur des *Rambler*, einer Zeitschrift für katholische Intellektuelle; Niederlegung dieser Aufgabe wegen der Ablehnung seiner Position zur Bedeutung von Laien in der Kirche.

Der Blick auf das vielfache Scheitern Newmans lässt kaum ahnen − schon gar nicht bei der Lektüre der *Apologia* −, wie sehr er gelitten hat, denn davon schweigt er. Biemer zitiert aus Newmans privatem Tagebuch eine Notiz von 1863: „Wie war doch mein Leben einsam und gramvoll, seit ich katholisch geworden bin“ (Bie 3). Und Görres hält fest, er sei von Mitbrüdern, von Bischöfen und von Rom grausam „kaputtgemacht“ worden (Gö 184). Ein Beispiel dafür ist die katholische Studentenseelsorge in Oxford, die Newman hoffte übernehmen zu können. Aber er war in Rom als der „gefährlichste Mann Englands“ angeschwärzt worden, dem man die Jugend nicht anvertrauen könne (Gö 187). Ein anderes Beispiel ist Erzbischof Cullen von Dublin, der Newman nicht nur die Universität Dublin aus den Händen schlug, sondern auch noch in Rom seine Bischofsernennung hintertrieb (Gö 198). Dies alles beeinträchtigte nicht Newmans Freiheit, die Kirche unbeirrbar zu lieben. Letztlich war es das große Vertrauen zum Herrn der Kirche, das ihm den freien Blick auf die Kirche als Raum wahrer Freiheit ermöglichte − jenseits aller Schwächen und Irrungen von Katholiken in der Kirche (Gö 202).

Nicht aus der *Apologia*, wohl aber aus Zeugnissen über Newman lässt sich schließen, dass er die Kraft zum Standhalten in der Eucharistie, in der Anbetung und im unermüdlichen Rosenkranzgebet gefunden hat (so z. B. Wo) und − nicht unwesentlich! − durch Mitbrüder in Birmingham und gute Freunde.

Noch ein Blick auf das letzte Kapitel der *Apologia*: Newman bezeugt und begründet seinen Glauben an wichtige Wahrheiten, so an die Lehre vom dreieinen Gott, an die Transsubstantiation und seinen Glauben an die Unfehlbarkeit des Lehramtes in der

Kirche, die der Schöpfer vorgesehen habe, „um die Freiheit des Denkens in Schranken zu halten, die an sich ... eine der großartigsten Gaben der Natur ist, und sie vor ihrem eigenen selbstmörderischen Exzess zu bewahren“ (A 356, auch 365). Es folgen Ausführungen zum Glauben an die Lehre von der Unbefleckten Empfängnis und eine Verteidigung der katholischen Priester, womit Newman den Kreis schließt, indem er noch einmal den Anlass für das Schreiben der *Apologia* aufgreift.

Newman schließt die *Apologia* am 26. Mai 1864 ab, dem Fest des von ihm so verehrten hl. Philipp Neri und zugleich Fronleichnam dieses Jahres.

Mit der Veröffentlichung der *Apologia* hat Newman seine Reputation wiedererlangt. Das große positive Echo erfülle ihn, so schreibt er, mit Dankbarkeit und Liebe für Gott, der ihn so beschenke. Er sei von Gnaden überhäuft und reich an Gottes Gaben (Mü 67 f.). Dadurch hat er auch neue Kraft gefunden, weitere theologische Werke zu verfassen.

Die positive Wende in Newmans Leben setzt sich fort:

1877 Ernennung zum Honorarprofessor am Trinity College in Oxford; glückliche Wiederbegegnung mit seiner alten Wirkungsstätte, die er nach 1846 erstmals wieder besucht hat.

1879 Erhebung zum Kardinal, was Kardinal Manning vergeblich in Rom zu verhindern gesucht hat; aber Leo XIII. wollte, wie er gesagt hat, die Kirche ehren, indem er Newman ehrte: „il mio cardinale“; Newmans Wappenspruch: „Cor ad cor loquitur“ (Das Herz spricht zum Herzen.).

Das letzte Lebensjahrzehnt verlebte Newman im Oratorium von Birmingham, hochgeehrt in der kirchlichen und wissenschaftlichen Öffentlichkeit (Mü 72 f.).

1890 starb am 11. August Newman.

Viele Nachrufe brachten Bewunderung und Dankbarkeit zum Ausdruck, auch von anglikanischen Geistlichen. Wie sehr die Erkenntnis der Wahrheit Leitstern in Newmans Leben war,

belegt auch der Spruch, den er als Inschrift für seinen Grabstein verfasst hat: „Ex umbris et imaginibus in veritatem“ (Aus Schatten und Bildern zur Wahrheit).

Dessain stellt fest: „Er besaß ein unerschütterliches Vertrauen in die Kraft der Wahrheit ... Sein Leben war ein Opfer für die Wahrheit“ (De 318). Dies zeigt sich in der Selbsthingabe, in der Bereitschaft, alles aufzugeben, was ihn daran hätte hindern können, dem Gewissensbefehl zu folgen, also Selbsthingabe statt Selbstbehauptung und somit wahre Freiheit.

Im 20. Jahrhundert − vor allem beim Zweiten Vatikanischen Konzil − hat Newmans Werk große Wirkung entfaltet, sind die Heiligkeit seiner Persönlichkeit und seines Lebens gewürdigt worden:

1991	Erklärung zum Ehrwürdigen Diener
19. 09. 2010	Seligsprechung durch Papst Benedikt XVI.
13. 10. 2019	Heiligsprechung durch Papst Franziskus

Bleibt zu hoffen, dass der hl. John Henry Newman auch in unserer Zeit erkannt wird „als Vorbild der Standhaftigkeit angesichts der Anfeindungen, die von außen kommen. Aber er ist auch ein Vorbild für geistige Festigkeit gegenüber Verdächtigungen und Misstrauen, die aus den eigenen Reihen stammen“ (Mü, Tagespost, 2).

Das Leben Newmans und die *Apologia* sind von bleibender Bedeutung für die großen Herausforderungen, mit denen wir heute konfrontiert sind (u. a. Gei 9−12): dass es um die Bereitschaft zur immer neuen Bekehrung gehen muss, um stets neue Abkehr von Sünde und Unwahrheit; dass es auf das immer tiefere Verständnis der Glaubenswahrheiten ankommt, das schon lange völlig vernachlässigt worden ist; dass das Gewissen in seiner wahren und eigentlichen Bedeutung gelehrt werde − als Fähigkeit zum Erkennen der Wahrheit und als Verpflichtung zum Gehorsam gegenüber der erkannten Wahrheit; dass die Kirche Zeugen braucht, die durch ihr Leben und Werk glaubwürdig für die Kirche eintreten; dass es in der Ökumene darum gehen muss, der geoffenbarten Wahrheit zu gehorchen, und

zwar ohne Kompromisse. „Für Newman war klar, dass wir der Wahrheit immer gehorchen müssen. Auch darum ist er eine eminent wichtige ökumenische Gestalt“ (Gei 11); dass Maßstab der Freiheit im christlichen Sinn die Wahrheit sein muss und nicht „die autonom verstandene Freiheit des Menschen − d. h. das ... sich selbst bestimmende Subjekt“. Diese neuzeitliche Freiheitsidee bedrohe die dogmatischen Grundlagen des christlichen Glaubens (Kr 15.f). Also geht es darum, wie Newman das dogmatische Prinzip gegen das liberalistische und relativistische Prinzip in der Religion zu verteidigen (Kr 18).
In allen diesen aktuellen Anliegen kann uns der heilige John Henry Newman ein wahrer Kirchenlehrer sein.

Literatur

Newman, John Henry: Apologia pro vita sua. Geschichte meiner religiösen Überzeugungen, Illertissen 2010.

Balthasar, Hans Urs von: Der antirömische Affekt. Wie lässt sich das Papsttum in der Gesamtkirche integrieren? Einsiedeln 2/1989.

Benedikt XVI., zitiert bei Geißler, S.1.

Biemer, Günter: Gewissensfreiheit - kein Recht auf Eigensinn. In: Die Tagespost, Forum zum Newman-Jahr 2001, 12/2000, S.3.

Biemer, Günter (Hg.): John Henry Newman. Dem Licht folgen. Aus Schatten und Bildern zur Wahrheit (Jahreslesebuch), Vallendar 2009.

Boyce, Philip: Beten mit John Henry Kardinal Newman, Illertissen 2010.

Dessain, Charles Stephen: John Henry Newman. Wegbereiter der Erneuerung in der Kirche, (Hg. und Vorwort: Werner Becker, 1980), Illertissen 2019 (1966).

Fontana, Maurizio: Und das Kind fragte: Wer von beiden ist größer? (Zur bevorstehende Heiligsprechung von John Henry Newman), In: O. R., 9.8.2019, Nr.32/33, S. 6.

Geißler, Hermann: Eine Einführung in die Apologia pro vita sua, www.newmanfriendsinternational.org/de/wp-content/uploads/2013/06, S. 1-12.

Görres, Ida Friederike: Der Geopferte. Ein anderer Blick auf John Henry Newman, (Hg. und Vorwort Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz), Vallendar-Schönstatt 2004.

Knoll, Alfred: „In Officio Caritatis“. Leben und Werk der Newman-Übersetzerin Maria Knoepfler (1881-1927), In: Gerl-Falkovitz, Hanna-Barbara (Hg.): „Herz spricht zum Herzen“. John Henry Newman (1801-1890) in seiner Bedeutung für das deutsche Christentum, Annweiler 2002, S. 71-124.

Kreiml, Josef: Der Mensch als Geschöpf Gottes. Berufen zur Freiheit und Verantwortung. In: Stumpf, Gerhard (Hg.): Lasst euch durch Christus verwandeln! Wie das Christentum die Welt verändert, Eigenverlag: Initiativkreis 2020, S. 15-29.

Lipgens, Walter (Hg.): John Henry Newman. Summe Christlichen Denkens, Herder Tabu 221, Freiburg 2/1965 (1958).

Müller, Gerhard Ludwig: John Henry Newman begegnen, Augsburg 2/2003 (2000).

Müller, Gerhard Ludwig: „Denn der Erlöser hat sein Werk nicht halb getan.“ John Henry Newman und seine Entdeckung der einen Kirche Jesu Christi. In: Die Tagespost, Forum zum Newman-Jahr 2001, 12/2000, S. 1 f.

Voderholzer, Rudolf: Nachwort. In: John Henry Newman: Der Traum des Gerontius, Freiburg o. J., S. 83-99.

Wondrazka, Paul Bernhard / Ulrike Wick-Alda: John Henry Newman. Ein neuer Seliger und großer Oratorianer, Augsburg 2010.

Verantwortung für den Glauben der Kirche

Die Kongregation für die Glaubenslehre

Hermann Geißler FSO

„Bewahre das dir anvertraute kostbare Gut durch die Kraft des Heiligen Geistes, der in uns wohnt“ (1 Tim 1,14). Dieser Aufruf des Apostels Paulus gilt nicht nur seinem Schüler Timotheus: Die ganze Kirche hat die Sendung, den Schatz des Glaubens zu bewahren, zu entfalten und den Menschen zu verkünden. Alle Gläubigen haben an dieser Sendung Anteil, aber den Nachfolgern der Apostel, dem Papst und den Bischöfen, kommt dabei eine besondere Verantwortung zu.

1 Zur Geschichte der Kongregation

Der Papst bediente sich im Laufe der Geschichte verschiedener Einrichtungen, um den katholischen Glauben zu bewahren. Dazu gehörte vor allem die *Kongregation der Römischen und Allgemeinen Inquisition*, die 1542 von Paul III. errichtet und später *Heiliges Offizium* genannt wurde. Das Ziel dieser Kongregation bestand darin, das Volk Gottes vor Irrtum, Häresie und Sittenlosigkeit in Schutz zu nehmen und so den Frieden und die Einheit im Glauben zu sichern. Zu diesem Zweck wur-

den irreführende Bücher auf den *Index* (Liste von verbotenen Schriften) gesetzt, falsche Ideen zurückgewiesen, gelegentlich vom Glauben abweichende Kleriker des Amtes enthoben, usw. Das historische Archiv der Kongregation ist seit einigen Jahren für die Forschung zugänglich und bringt interessante Informationen über die Arbeit des *Heiligen Offiziums* zutage. Freilich wurden gelegentlich Methoden angewandt, die nicht dem Evangelium entsprachen. Dafür hat Johannes Paul II. bei der eindrucksvollen Bußfeier am 21. März 2000 um Verzeihung gebeten.

Gegen Ende des Zweiten Vatikanischen Konzils (1965) kam es zu einer grundlegenden Reform der Kongregation: Mit dem Apostolischen Schreiben *Integrae servandae* gab Paul VI. ihr den heutigen Namen, schaffte den *Index* ab und stellte klar, dass nicht mehr die Verurteilung des Irrtums, sondern die begründete Darlegung des Glaubens im Vordergrund stehen soll, denn „dem Schutz des Glaubens dient man heute besser durch die Förderung der Lehre". In der Apostolischen Konstitution *Pastor bonus*, mit der Johannes Paul II. 1988 die Römische Kurie neu geordnet hat, heißt es: „Die Kongregation für die Glaubenslehre hat die Aufgabe, die Glaubens- und Sittenlehre in der ganzen katholischen Kirche zu fördern und zu schützen" (Art. 48). Der Schwerpunkt liegt nun darauf, die „gesunde Lehre" (2 Tim 4,3) zu fördern und verständlich darzulegen. Gelegentlich ist es freilich notwendig, auch die Grenzen am linken und am rechten Rand der Kirche aufzuzeigen und so den Glauben des Volkes zu schützen.

2 Struktur und Arbeitsweise der Kongregation

Derzeit besteht die Glaubenskongregation aus 22 Kardinälen und 5 Erzbischöfen. An der Spitze der Kongregation steht der Präfekt (Kardinal Luis F. Ladaria SJ, Spanien). Ihm zur Seite stehen der Sekretär (Erzbischof Giacomo Morandi, Italien), zwei beigeordnete Sekretäre (Erzbischof Joseph Augustine Di Noia OP, USA; Erzbischof Charles Scicluna, Malta), zwei Untersekretäre (Prof. Matteo Visioli und Prof. Matteo Armando)

sowie der Kirchenanwalt (P. Robert Geisinger SJ). Die gesamte Arbeit der Kongregation wird von etwas mehr als 50 Sachbearbeitern und Hilfskräften bewältigt, die aus allen Kontinenten kommen. Ungefähr 30 Konsultoren (Fachleute in verschiedenen theologischen Disziplinen und Vertreter unterschiedlicher theologischer Schulen) unterstützen die Arbeit durch Gutachten.

Die Kongregation arbeitet auf allen Ebenen kollegial: Anstehende Fragen werden laufend von Sachbearbeitern geprüft und im *Congresso*, der wöchentlichen Sitzung mit den Oberen der Kongregation, einer Entscheidung zugeführt. Schwierigere Angelegenheiten werden der *Konsultorenversammlung* vorgelegt, die regelmäßig stattfindet, um komplexe Fragen theologisch zu erörtern und zu klären. Die gesamte Dokumentation samt den schriftlichen Gutachten der Konsultoren wird den Mitgliedern der Kongregation vorgelegt, die sich wenigstens einmal im Monat zur *Ordentlichen Versammlung* treffen, um gemeinsam über die anstehenden Fragestellungen zu entscheiden. Der Präfekt bespricht die getroffenen Entscheidungen und andere wichtige Angelegenheiten regelmäßig mit dem Heiligen Vater.

Die Kongregation hat drei Abteilungen, die jeweils von einem *Capo Ufficio* koordiniert werden: die Lehr-, die Disziplinar- und die Eheabteilung.

2.1 Die Sorge um die Glaubens– und Sittenlehre

Die Lehrabteilung bearbeitet alle Fragen, die mit der Glaubens- und Sittenlehre zusammenhängen. In dieser Abteilung werden Dokumente zu wichtigen Themen oder neueren Herausforderungen – etwa im Bereich der Christologie und des Dialogs mit anderen Religionen, des Kirchenverständnisses und der Ökumene, der Sakramentenlehre, der Bioethik und anderer moralischer Fragen, usw. – vorbereitet. Diese Dokumente, die vom Papst approbiert werden und deshalb zum päpstlichen Lehramt gehören, sind alle auf der Vatikanhomepage veröffentlicht (http://www.vatican.va/roman_curia/congregations/cfaith/index_ge.htm). Gelegentlich werden wissenschaftliche Sympo-

sien organisiert, um im Licht des Glaubens auf neue durch den Fortschritt der Wissenschaften entstandene Probleme antworten zu können. Darüber hinaus werden theologische Schriften geprüft, die der kirchlichen Lehre zu widersprechen scheinen. Dazu gibt es ein eigenes Lehrprüfungsverfahren, das den Autoren das Recht auf Verteidigung zuerkennt, einen Dialogprozess vorsieht, der oft zu den gewünschten Klärungen führt, und bei Bedarf mit einer öffentlichen Stellungnahme in Form einer Notifikation endet. Außerdem werden die *Nihil obstat* – Anfragen bei verschiedenen Ernennungen und Ehrungen einer sorgsamen Prüfung unterzogen. Auch die Dokumente anderer Kongregationen und Päpstlicher Räte werden mit Rücksicht auf ihre Treue zur katholischen Lehre untersucht.

2.2 Die Sorge um die Disziplin in der Kirche

Die Disziplinarabteilung befasst sich vorrangig mit Straftaten gegen den Glauben und schweren Verstößen gegen die Sitten sowie gegen die rechte Ordnung der Sakramentenspendung. Seit 2001 ist sie für die Prüfung der Missbrauchsfälle von Klerikern gegenüber Minderjährigen zuständig und hat wesentlich dazu beigetragen, dieses leidvolle Problem entschieden anzugehen und ehrlich aufzuarbeiten. Die einschlägigen Normen und Vorgangsweisen können auf der genannten Homepage eingesehen werden. Diese Abteilung untersucht auch Fälle von mutmaßlichen übernatürlichen Erscheinungen, Visionen und Botschaften. Sie prüft die *Nihil obstat* – Anfragen zur Errichtung neuer Vereinigungen und Institute des geweihten Lebens. Sie beschäftigt sich mit der Erteilung von Dispensen bei Irregularitäten und anderen Hindernissen, die zum Empfang der Priesterweihe erforderlich sind, sowie mit der Lossprechung von den Strafen der Exkommunikation, die dem Heiligen Stuhl vorbehalten sind.

2.3 Prüfung von Auflösungsanträgen der sakramentalen Ehe

Die Eheabteilung prüft vor allem die Anträge zur Auflösung von nicht sakramentalen Ehen zugunsten des Glaubens (*privilegium fidei*), die der Papst unter bestimmten Voraussetzungen gewährt.

2.4 Vernetzte Zusammenarbeit

Die Glaubenskongregation arbeitet mit fast allen Einrichtungen der Römischen Kurie zusammen und ist in ständigem Kontakt mit den Bischöfen in den verschiedenen Ländern und Kontinenten. Bei den *Ad limina* – Besuchen, die alle fünf Jahre stattfinden, empfängt die Kongregation die Mitglieder der Bischofskonferenzen und oft auch einzelne Bischöfe zu einem Informationsaustausch sowie zur Besprechung anstehender Fragen und Probleme. Der Präfekt der Glaubenskongregation ist auch Präsident der Päpstlichen Bibelkommission und der Internationalen Theologischen Kommission, die institutionell mit der Glaubenskongregation verbunden sind. Die Dokumente der beiden Kommissionen sind ebenfalls auf der Vatikanhomepage veröffentlicht.

3 Der Dienst für die Kirche

Dieser kurze Überblick zeigt, wie sehr die Glaubenskongregation in ein Dialog- und Kommunikationsnetz mit anderen Dikasterien der Römischen Kurie, mit Bischöfen und Bischofskonferenzen sowie mit Theologen aus aller Welt eingebunden ist. Auf diese Weise soll gewährleistet werden, dass die Kongregation dem Papst eine echte Hilfe bietet und ihn in seinem Auftrag stützt, die Brüder und Schwestern im Glauben zu stärken (vgl. Lk 22, 32).

Über die Bedeutung des Glaubens schrieb Kardinal Joseph Ratzinger, der von 1981 bis 2005 als Präfekt die Glaubenskongregation geleitet hat: „Wir Christen sollten heute wieder viel dankbarer, viel fröhlicher, viel optimistischer glauben: Ja, es ist schön, Gottes Willen zu kennen. Es ist schön, Gott zu kennen

und von ihm gekannt zu sein. Es ist schön zu wissen, wie Gott aussieht: Im Antlitz Christi, der jeden Einzelnen von uns geliebt und sich für uns in den Tod gegeben hat, sehen wir das Gesicht Gottes selbst. Erst wenn wir wieder die Kostbarkeit des Glaubens, seine Freude so richtig von innen her wahrnehmen, wie es in der heidnischen Antike bei den frühen Christen der Fall war, erst wenn wir des Glaubens wieder wahrhaft froh werden, werden wir ganz von selbst es für das Wichtigste ansehen, diese kostbare Perle zu verteidigen, uns um ihr Leuchten zu mühen und den Einsatz für diesen Schatz als die oberste Priorität unseres Auftrages anerkennen“ (Joseph Ratzinger, Gesammelte Schriften, Band XII: Künder des Wortes und Diener eurer Freude, Freiburg 2010, 346).

Leitplanken auf dem Weg: Gebote (Dekalog, Kirchengebote und Hauptgebot der Liebe) als Schutz für die Freiheit

Wolfgang Tschuschke

1 Freiheit ohne Gebote

„Der katholische Weg zur wahren Freiheit“, so lautet das Thema unserer Akademie. Dazu passt ein Buch, das Reinhard Kardinal Marx im letzten Jahr veröffentlichte mit dem Titel: „Freiheit“ (München 2020). Das Christentum, sagt er darin, ist in seinem Ursprung eine Religion der Freiheit. Diese christlich-kirchliche Freiheit steht aber in einer Spannung, wenn nicht in einem Gegensatz zu einem säkular-modernen Verständnis von Freiheit. Kardinal Marx möchte mit seinem Buch diesen Gegensatz versöhnen. Die Freiheit, zu der uns Christus befreit hat, soll kompatibel werden mit dem säkularen Freiheitsbegriff der modernen Welt. Die Kirche soll zur „Kirche im Dienst der Freiheit“ (87) werden. Der Synodale Weg soll das bewirken (92ff.). Durch ihn soll die Kirche werden, was sie sein sollte: Kirche im Dienst der Freiheit.

Die christliche Freiheit, so schreibt der Kardinal, beginnt mit der Befreiung des Volkes Israel aus der Knechtschaft in Ägypten. Mit der Überwindung der Knechtschaft ist es allerdings noch nicht getan. Sie bringt erst eine „Freiheit von“. Durch den

Bundesschluss am Sinai soll daraus eine „Freiheit für“ werden. So redet der Kardinal auch ausführlich vom Bund.

Die Bundesurkunde aber, die Zehn Gebote, erwähnt er dabei mit keinem Wort. Im ganzen Buch findet sich nur zweimal das Wort „Gebote“, und zwar auf Seite 55. Die Kirche, so ist der Zusammenhang, „müsste Zeichen und Werkzeug für die wirkliche Freiheit des Menschen sein“ (54). In der Vergangenheit aber, vor dem 2. Vat. Konzil, habe sie ein Verständnis des Glaubens propagiert, das nicht freiheitsfördernd war. „Der Einzelne hatte sich an seinem [sic] Platz zu fügen, der ihm durch Geburt und Stand gegeben war, und sich dann im Sinne der Gebote zu verhalten, um so das Heil zu erringen … Die von Gott gewollte Ordnung, wie sie durch die Gebote Gottes präsentiert wurde, wurde durch Staat und Kirche garantiert ...“ Gebote erscheinen in diesem Buch ausschließlich als Stützen einer unfreiheitlichen Ordnung.

Das Buch ist für uns von Interesse, wenn wir den Synodalen Weg verstehen wollen. Mit den Reformen, die dort erstrebt werden, soll die Kirche in Deutschland jedenfalls nicht zu einem Leben nach Gottes Geboten geführt werden.

Wir haben hier auf unserer Sommerakademie eine andere Entscheidung getroffen. Wir wollen von der Freiheit, die uns der katholische Glaube eröffnet, nicht reden, ohne dass wir uns auf Gebote Gottes besinnen. Die Freiheit, zu der uns Christus befreit hat, gibt es nicht ohne Gottes Gebote, nicht ohne den Dekalog, nicht ohne das Hauptgebot der Liebe. Dadurch wird unsere Freiheit nicht eingeschränkt. Vielmehr wird sie dadurch gestaltet, geschützt und überhaupt erst ermöglicht. Unser Thema also: Leitplanken auf dem Weg – Gebote als Schutz für die Freiheit.

2 Die Geschichte der Gebote

2.1 Die Vorgeschichte

Im Hauptteil meiner Ausführungen betrachte ich die Geschichte der Gebote und beginne mit ihrer Vorgeschichte. Denn die Offenbarung am Sinai brachte nicht etwas völlig Neues und bisher Unbekanntes. Schon vorher, schon immer wussten die Menschen Gut und Böse zu unterscheiden. Als Kain seinen Bruder Abel erschlug, war ihm völlig klar, dass er das nicht tun dürfe. Nur weil er dieses Wissen hatte, konnte ihn Gott zur Rechenschaft ziehen für seinen Brudermord. *„Was hast du getan?“* Und Kain erkennt seine Schuld an: *„Zu groß ist meine Schuld, als dass ich sie tragen könnte“* (Gen 4,13).] Als Mose den ägyptischen Aufseher erschlug, war ihm ebenso klar, dass er das nicht tun dürfe. Von Kain bis Mose war den Menschen bewusst: Du sollst nicht töten. Woher wussten sie das? Den Dekalog gab es noch nicht. Wo konnten sie dieses Gebot also lesen? In ihrem Herzen. Der Apostel Paulus sagt: *„Die Heiden, die das Gesetz nicht haben, tun von Natur aus das, was im Gesetz gefordert ist … Sie zeigen damit, dass ihnen die Forderung des Gesetzes ins Herz geschrieben ist; ihr Gewissen legt Zeugnis davon ab“* (Röm 2,14f.).

Was Gott den Menschen ins Herz geschrieben hat, nennen wir das Naturrecht oder Naturgesetz.

Das Herz war die ideale Schreibtafel für dieses Naturgesetz. Denn mit dem Herzen erkennen wir und aus dem Herzen heraus handeln wir. Es war der ideale Ort – bis zum Sündenfall. Der Sündenfall aber hat den Menschen verändert, und das heißt zuerst und vor allem sein Herz verändert. Jetzt gilt, was der Prophet Jeremia sagt (Jer 17,9): *„Arglistig ohnegleichen ist das Herz und unverbesserlich. Wer kann es ergründen?“*

„Arglistig“ – man kann vielleicht besser übersetzen: *„trügerisch“*. Wir können uns auf das Herz nicht verlassen, auf das Herz eines anderen Menschen nicht und auch nicht auf un-

ser eigenes. Weil unser Herz trügerisch ist und arglistig, können wir das Naturgesetz, das Gott hineingeschrieben hat, nicht mehr zuverlässig lesen. Herz und Gewissen des Menschen sind nach dem Sündenfall überformt, individuell und kulturell. Wir erleben derzeit unter uns eine solche kulturelle Überformung des Gewissens. Abtreibung sei ein Frauenrecht, wird uns gesagt. Dieser Satz wird so oft wiederholt, bis er sich schließlich in den Gewissen der Menschen eingenistet hat und gegenteilige Einreden zum Schweigen bringt.
Viele wollen heute nicht anerkennen, dass es ein Naturrecht gibt. Sie fragen uns: Wie lautet denn euer Naturgesetz? Zeigt es doch einmal vor! Hier müssen wir antworten: Wir können es nicht präsentieren. Und zwar deswegen nicht, weil es in das Herz der Menschen geschrieben ist. Jeder Mensch hat Zugang nur zu seinem eigenen Herzen. Du kannst es nur dort lesen. Nicht auf Papier. Aber, das gilt nun allerdings, das Herz ist *arglistig ohnegleichen*.

2.2 Die Offenbarung des Dekalogs auf dem Sinai

Das ist die Situation der Menschen und damit auch des Volkes Israel bis nach dem Auszug aus Ägypten, bis zum Sinai. Am Sinai schreibt Gott das Gesetz noch einmal. Jetzt nicht mehr in das trügerische Menschenherz, sondern auf Steintafeln. *„Gott hat auf die Gesetzestafeln das geschrieben, was die Menschen nicht in ihrem Herzen lasen“,* sagt der hl. Augustinus (Psalm 57,1, Katechismus der Katholischen Kirche KKK 1962). Damit beginnt eine neue Epoche in der Heilsgeschichte.

Wir haben den Bericht vom Geschehen auf dem Sinai im Buch Exodus (Kap. 20) und ein zweites Mal mit geringen Abweichungen im Buch Deuteronomium (5). Blitz, Donner, schwere Wolken, gewaltiger Hörnerschall, Feuer, Rauch, Erdbeben sind die Zeichen der Nähe Gottes. Mose steigt auf den Berg, er allein. Gott spricht zu ihm und schreibt die zehn Worte auf steinerne Tafeln. Dass Gott im wörtlichen Sinn schreibt, ist einzigartig im ganzen Alten Testament. Sonst äußert sich Gott

in Träumen oder Visionen, in der Regel aber durch Engel oder Propheten. *„So spricht der Herr, der Gott Israels“,* heißt es dann. Jesaja *„hört die Stimme des Herrn: Wen soll ich senden“ (Jes 6,8).* Gott spricht, wenn er sich mitteilt, und nur hier, bei der Offenbarung des Dekalogs am Sinai, heißt es, dass er schreibt. Allenfalls könnte man an die Geschichte vom König Belschazzar (Dan 5,24f.) denken. Da schickt Gott eine Menschenhand, die das Menetekel an die Wand schreibt: *„Mene tekel u-parsin.“* Auf dem Sinai aber schreibt Gott selber. Damit sind die zehn Gebote herausgehoben über alle anderen Gottesworte.

Weiter ist zu bedenken: Gott schreibt auf Stein – der denkbar beständigste Beschreibstoff. Man kann ihn nicht verbrennen. Auf Stein Geschriebenes kann man nicht löschen, überschreiben oder sonst irgendwie manipulieren. Auf Stein geschrieben – für immer geschrieben.

Übrigens, in der Bibel wird nichts über die Verteilung der Gebote auf die zwei Tafeln gesagt. Erst später ordnete man der ersten Tafel die Gebote zu, die sich auf unsere Pflichten gegenüber Gott beziehen und der zweiten Tafel die Gebote der Nächstenliebe.

„Ich bin der HERR, dein Gott, der dich aus dem Land Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus. Du sollst neben mir keine anderen Götter haben“ (Ex 20, 2f.). So beginnt das Zehnwort, der Dekalog.

„*Ich bin der HERR.“* Im hebräischen Text steht hier der Gottesname JHWH. Das ist nicht etwa ein jüdischer Stammesgott, sondern der eine, einzige, wahre Gott, Vater, Sohn und Heiliger Geist. Er redet hier. *„Wort des lebendigen Gottes“* ruft uns deshalb auch der Lektor zu, wenn er im Gottesdienst diesen Abschnitt der Schrift verkündet (am 3. Fastensonntag), und wir antworten *„Dank sei Gott“*. Wem aber gilt dieses Gotteswort? *„Ich bin der HERR, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat.“* Das Du, das hier angeredet wird, ist das Volk Israel, die zwölf Stämme. Wort Gottes also, aber nicht an uns.

Es ist ganz wichtig, dass wir das festhalten. Denn die zehn Gebote stehen nicht isoliert in der Bibel. Sie sind Teil des ganzen großen mosaischen Gesetzeswerkes. Gleich im Anschluss an die Erzählung von der Offenbarung des Dekalogs heißt es: *„Der Herr sprach zu Mose: Sage den Israeliten ...“* und es folgen Anweisungen für den Kult, das Altargesetz (Ex 20, 23) und weiter eine Fülle von Gesetzen, im Ganzen 613 Gebote bzw. 248 Gebote und 365 Verbote. So zählen jüdische Gelehrte des 2. Jh. nach Christus (Gnilka, Matthäusevangelium II, 259). Von allen diesen 613 Geboten in der Tora gilt: Sie sind Gottes Wort. Aber wir halten die meisten von ihnen nicht ein. Wir essen Schweinefleisch, wir lassen uns nicht beschneiden, wir bestrafen Ehebrecher nicht mit dem Tod usw. Die Reinheitsgebote, die Kultgesetze und die Judizialgesetze halten wir nicht. Denn sie sind nicht an uns, sondern an das Volk Israel gerichtet. Das gilt aber zunächst einmal auch für den Dekalog.

„Ich bin der HERR, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat. Du, Israel, sollst neben mir keine anderen Götter haben. Du, Israel, sollst dir kein Kultbild machen ... Du, Israel, sollst den Namen des HERRN, deines Gottes, nicht missbrauchen. Gedenke des Sabbats, Israel: Halte ihn heilig! ... Ehre deinen Vater und deine Mutter, damit du lange lebst in dem Land, das der HERR, dein Gott, dir, Israel, gibt! Du, Israel, sollst nicht töten. Du, Israel, sollst nicht ehebrechen, nicht stehlen, nicht falsch aussagen, nicht begehren.“

2.3 Versagen Israels und Verheißung eines Neuen Bundes

Das Volk Israel hat immer gewusst, dass es von Gott bevorzugt ist vor allen anderen Völkern. *„Der HERR verkündet Jakob sein Wort, Israel seine Gesetze und Rechte. An keinem andern Volk hat er so gehandelt, keinem sonst seine Rechte verkündet.“* So betet Israel im Psalm 147. Oder im Buch Baruch (4,4): *„Glücklich sind wir, das Volk Israel; denn wir wissen, was Gott gefällt.“* Dieses Wissen, das Gott geschenkt hat, schließt aber auch die Verpflichtung ein, den Willen Gottes zu tun. *„Du*

sollst die Gesetze des HERRN und seine Gebote, auf die ich dich heute verpflichte, bewahren, damit es dir und später deinen Nachkommen gut geht und du lange lebst in dem Land, das der HERR, dein Gott, dir gibt für alle Zeit" (Dt 4,40).

Hat Israel das Gesetz gehalten? Gewiss haben viele Männer und Frauen in Israel fromm und gerecht gelebt, von der Wüstenzeit bis an die Schwelle des Neuen Bundes, ohne Zweifel. Aber hat Israel als Ganzes das Gesetz gehalten, als Volk? Nein. *„Der HERR spricht: Ich habe Söhne großgezogen und emporgebracht, doch sie sind von mir abgefallen. Der Ochse kennt seinen Besitzer und der Esel die Krippe seines Herrn; Israel aber hat keine Erkenntnis, mein Volk hat keine Einsicht"* (Jes 1,2f.). Die große nationale Katastrophe, das Exil in Babylon und den Verlust der staatlichen Souveränität haben die Propheten deshalb als Strafe Gottes gedeutet, Strafe für den Ungehorsam gegenüber dem Gesetz.

Die Propheten haben Gottes Strafgericht verkündet, aber sie haben auch eine göttliche Verheißung aussprechen dürfen. *„Seht, es werden Tage kommen – Spruch des HERRN –, in denen ich mit dem Haus Israel und dem Haus Juda einen neuen Bund schließen werde, nicht wie der Bund war, den ich mit ihren Vätern geschlossen habe, als ich sie bei der Hand nahm, um sie aus Ägypten herauszuführen. Diesen meinen Bund haben sie gebrochen, obwohl ich ihr Gebieter war – Spruch des HERRN ..."* Jer 31, 31f. Ein Neuer Bund! Wie sieht dieser Neue Bund aus? *„Das wird der Bund sein, den ich nach diesen Tagen mit dem Haus Israel schließe – Spruch des HERRN: Ich lege mein Gesetz in sie hinein und schreibe es auf ihr Herz. Ich werde ihr Gott sein, und sie werden mein Volk sein ... Denn ich verzeihe ihnen die Schuld, an ihre Sünde denke ich nicht mehr."*

Gott, das ist die Verheißung, will das Gesetz auf die Herzen seines Volkes schreiben. Aber ist das nicht ein Rückschritt? Gott hatte doch schon einmal auf das Herz geschrieben, als er den Heiden das Naturgesetz gab. Aber das Herz war durch den Sündenfall *arglistig* geworden, *trügerisch und unverbesserlich*.

Das große Geschenk Gottes an sein Volk Israel war es, dass er sein Gesetz eben nicht auf diese problematische Schreibtafel Herz geschrieben hat, sondern auf Stein – unzerstörbar und fälschungssicher. Und jetzt wieder dahinter zurück das Herz als Schreibtafel mit all seiner Problematik?

Um das zu verstehen, müssen wir eine andere Verheißung dazu nehmen, aus dem Buch des Propheten Ezechiel (36, 25-27): *„So spricht Gott, der HERR: ... Ich schenke euch ein neues Herz und lege einen neuen Geist in euch. Ich nehme das Herz von Stein aus eurer Brust und gebe euch ein Herz von Fleisch. Ich lege meinen Geist in euch und bewirke, dass ihr meinen Gesetzen folgt und auf meine Gebote achtet und sie erfüllt.“* Das *trügerische und unverbesserliche* Herz wird verwandelt, oder vielmehr, und das ist ja ein noch stärkeres Bild, Gott wird die Herzen austauschen: *„Ich nehme das Herz von Stein aus eurer Brust und gebe euch ein Herz von Fleisch.“* Im Urstand, im Paradies, war das Menschenherz aus Fleisch, durch den Sündenfall ist es verhärtet und schließlich durch wiederholten, immer neuen Ungehorsam steinern geworden. Jetzt aber soll der ursprüngliche Zustand des Menschen wieder hergestellt werden. Ezechiel verwendet nicht das Wort „Neuer Bund“, aber seine Verheißung meint zweifellos dasselbe Ziel, das bei Jeremia „Neuer Bund“ genannt wird.

Zum Neuen Bund gehört auch dieses: *„Ich verzeihe ihnen die Schuld, an ihre Sünde denke ich nicht mehr.“* In der hl. Messe feiern wir den Neuen und ewigen Bund. Er ist besiegelt durch das Blut Christi, in dem wir die Vergebung der Sünden haben. Und Gott schreibt uns sein Gesetz in unsere Herzen.

Ich habe mit der Erfüllung der Verheißung vorgegriffen. Wir stehen noch auf dem Tiefpunkt der Geschichte Israels. Die Babylonier zerstören den Tempel und damit auch die Bundeslade mit den Gesetzestafeln. Den Tempel konnte man wieder aufbauen, die Bundeslade aber war verloren. Das Volk wird in die Verbannung geführt. Nach dem Exil kann Israel bzw. Juda seine staatliche Autonomie nicht mehr erlangen. Jetzt bekommt

das Gesetz mit seinen 613 Bestimmungen ein immer stärkeres Gewicht. Das Gesetz muss die Identität des Gottesvolkes sichern. Und gerade diejenigen Bestimmungen, durch die sich Juden und Heiden unterscheiden, werden herausgekehrt: der Sabbat, die Beschneidung, die Speisegesetze und die Reinheitstora. Der Typus des Schriftgelehrten entsteht. Strenggenommen kann nur er das Gesetz wirklich erfüllen. Die einfachen Menschen sind damit überfordert.

Auch in dieser nachexilischen Zeit können wir nicht sagen, dass Israel als Ganzes das Gesetz erfüllt hätte. Woran liegt es, dass das Volk Israel das Gesetz nicht erfüllt hat? War es seiner Bevorzugung und seiner großen Aufgabe nicht gewachsen? Das werden wir nicht sagen dürfen. Vielmehr zeigt sich hier die Kraftlosigkeit des Gesetzes. Es weist den Weg, gibt aber nicht die Kraft, den Weg zu gehen. Es begegnet den Menschen als Buchstabe – auf Stein, auf Papyrus und Pergament. Dieses äußere Wort kann wohl die Herzen erreichen, aber das Herz kann sich auch dagegen abschließen, und dann bleibt es Buchstabe. Der Buchstabe aber kann kein Leben wecken, *„er tötet“*, sagt der hl. Paulus in seiner zuspitzenden Sprache, nur *„der Geist macht lebendig“* (2Kor 3,6).

2.4 Jesus, der Herr, als Erfüller des Gesetzes

Wir kommen an jenen Augenblick der Heilsgeschichte, als die Zeit erfüllt war, wie der hl. Paulus sagt (Gal 4,3). *„Das Wort wird Fleisch und wohnt unter uns“* (Joh 1,14), Jesus von Nazaret. Wie steht er zum Gesetz? Er ist Jude und unterwirft sich dem Gesetz, und zwar dem ganzen Gesetz. Immer wieder schildert man Jesus, den Herrn, als einen, der gegen das Gesetz gestanden habe. Nein, das ist nicht wahr. Er hat das Sabbatgebot nicht abgeschafft oder geringgeschätzt. Er hat es vielmehr anders interpretiert und anders gelebt als die Pharisäer. Er hat nicht mit Heiden gegessen und hat kein heidnisches Haus betreten. Er hat die Reinheitsgesetze gehalten. Wenn er einen Aussätzigen an sich herankommen lässt, dann um ihn zu heilen,

und er trägt ihm auf: *„Geh, zeig dich dem Priester und bring das Reinigungsopfer dar, wie es Mose angeordnet hat“* (Lk 5,14). Er weist seine Jünger an: *„Geht nicht den Weg zu den Heiden und betretet keine Stadt der Samariter“* (Mt 10,5). Erst nach der Auferstehung sendet er sie zu den Heiden (Mt 28,19). In der Bergpredigt fasst Christus seine Stellung zum Gesetz zusammen: „*Denkt nicht, ich sei gekommen, um das Gesetz und die Propheten aufzuheben. Ich bin nicht gekommen, um aufzuheben, sondern um zu erfüllen. Amen, das sage ich euch: Bis Himmel und Erde vergehen, wird auch nicht der kleinste Buchstabe des Gesetzes vergehen, bevor nicht alles geschehen ist“ (Mt 5,17f).* Zur Bergpredigt gehören auch die sogenannten Antithesen. *„Ihr habt gehört, dass zu den Alten gesagt worden ist: Du sollst nicht töten ... nicht ehebrechen ... keinen Meineid schwören ... Ich aber sage euch ...“ (Mt 5, 21ff.).*

Setzt sich Jesus, der Herr, hier über die Gebote hinweg, indem er sie in eigener Machtvollkommenheit umformuliert? Man hat das so gelesen und konnte dann auch diese Worte für das Bild eines gesetzkritischen Jesus verwenden. Aber nein, diese Worte sind Auslegung des Gesetzes, in souveräner Vollmacht, gewiss, aber immer so, dass der ursprüngliche Sinn der Gebote aufleuchtet. Seine Auslegung mildert die Gebote nicht, sie schwächt nichts ab, sie passt sich nicht an die in der Gesellschaft üblichen Verhaltensweisen an, auch nicht an neue Erkenntnisse der Wissenschaft. Vielmehr radikalisiert der Herr, er geht an die Wurzeln, und das mit ganzem Ernst. *„Wenn eure Gerechtigkeit nicht weit größer ist als die der Schriftgelehrten und der Pharisäer, werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen“ (Mt 5,20).* Das entscheidende Stichwort in dieser Auslegung der Gebote ist das „Herz“. *„Jeder, der eine Frau ansieht, um sie zu begehren, hat in seinem Herzen schon Ehebruch mit ihr begangen“ (Mt 5,28). Hier ist eine Verbindung zur Prophetie des Jeremia mit Händen zu greifen: „Ich lege mein Gesetz in sie hinein und schreibe es auf ihr Herz.“*

Nur wenn wir den Herrn so sehen, als einen Juden, der das

Gesetz vollkommen erfüllt hat, von der Darstellung im Tempel bis zum Tod am Kreuz, können wir seine Sendung verstehen.
Ich möchte das illustrieren an einem Buch, das dieser Tage erschienen ist und wahrscheinlich viel Staub aufwirbeln wird: Wolfgang Rothe, Missbrauchte Kirche. Eine Abrechnung mit der katholischen Sexualmoral und ihren Verfechtern, München 2021. Da ist auf Seite 16 zu lesen: „Weder in ihrer Fixierung auf Sexualität noch in deren Tabuisierung kann sie [die Kirche] sich, obwohl sie es absurderweise immer wieder versucht, auf Jesus von Nazareth berufen. Dieser hat zu Fragen der Sexualität, wenn überhaupt, dann nur widerwillig und ausweichend Stellung genommen. Er hat weder einen moralischen Ratgeber verfasst noch ein Sexualstrafrecht erlassen, sondern ‚ein Beispiel gegeben' (Joh 13,15). Dem Beispiel Jesu zu folgen hieße, tunlichst davon abzusehen, die legitimen sexuellen Vorlieben, Bedürfnisse und Handlungen anderer Menschen ermitteln, bewerten, analysieren, reglementieren oder gar unterdrücken zu wollen." Was ist dazu zu sagen? Dass Jesus, der Herr, „widerwillig und ausweichend" über das 6. Gebot und über Ehescheidung geredet hätte, darauf muss man erst einmal kommen. Aber, damit hat Rothe recht, er hat kein Sexualstrafrecht erlassen. Das war auch nicht seine Aufgabe. Es gab nämlich schon ein Sexualstrafrecht – in der Tora. Nach dem mosaischen Gesetz sind die „sexuellen Vorlieben, Bedürfnisse und Handlungen" der Menschen durchaus nicht schon immer legitim, sondern sie unterliegen genauen Bestimmungen. Der Herr als gesetzestreuer Jude hat sie gehalten und anerkannt und nicht mit einem einzigen Wort relativiert oder ermäßigt.

Der Herr lebt und hält die ganze Tora. Aber er macht nicht die ganze Tora zum Gegenstand seiner Verkündigung. Diejenigen Teile des Gesetzes, die den Pharisäern so wichtig sind, thematisiert er nicht. Wir hatten ja gesehen, dass im nachexilischen Judentum alles, was Israel von den Heiden unterscheidet und insofern die jüdische Identität sichert, ein großes Gewicht bekommt – Sabbat, Reinheitsvorschriften, Speisegesetze. Das

alles und auch das Sexualstrafrecht hat Jesus nicht thematisiert, deswegen aber durchaus nicht missachtet oder abgeschafft. In seiner Verkündigung konzentriert er sich vielmehr auf jene Teile des mosaischen Gesetzes, die dem Naturgesetz entsprechen. *„Meister, was muss ich Gutes tun, um das ewige Leben zu gewinnen?" fragt ihn ein Mann, und der Herr antwortet: „Wenn du das Leben erlangen willst, halte die Gebote!“ Welche? „Du sollst nicht töten, du sollst nicht die Ehe brechen, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht falsch aussagen; ehre Vater und Mutter! Und: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst!“* (Mt 19,16-19). In dieser Aufzählung nennt der Herr nur Gebote, die wir der zweiten Tafel zuordnen, unsere Pflichten gegenüber den Nächsten. Er erinnert nicht an die ersten drei Gebote, nicht an das Bilderverbot und nicht an das Sabbatgebot.

Man darf daraus nicht folgern, dass Jesus, der Herr, nur an unseren Pflichten gegenüber den Mitmenschen interessiert sei. Der Grund für seine Beschränkung auf die zweite Tafel ist ein anderer: sie enthält jene Gebote, die mit dem Naturgesetz übereinstimmen. Indem er sich auf diese beschränkt, bereitet er den Weg der Kirche nach Ostern vor. Denn die Kirche wird das neue Gottesvolk sein aus Juden und Heiden. Das heißt nicht, dass die erste Tafel für den Herrn belanglos wäre, durchaus nicht. Das ersehen wir aus seiner Antwort, die er einem Schriftgelehrten auf eine ähnliche Frage gibt (Mt 22, 36-40). *„Meister, welches Gebot im Gesetz ist das wichtigste?“ „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit all deinen Gedanken. Das ist das wichtigste und erste Gebot. Ebenso wichtig ist das zweite: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. An diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz samt den Propheten.“*

Diese Antwort ist auf den ersten Blick nicht originell, denn sie besteht aus zwei Schriftzitaten, aus dem Buch Deuteronomium und aus dem Buch Levitikus. Jesus wählt sie, um damit die beiden Tafeln des Dekalogs zusammenzufassen: unsere Pflichten gegenüber Gott und unsere Pflichten gegenüber

dem Nächsten. Indem er aber zwei Zitate wählt, die von der Liebe reden, der Liebe zu Gott und zum Nächsten, öffnet er die Tür zu einem neuen Verständnis des Gesetzes. *„Die Liebe ist die Erfüllung des Gesetzes“*, wird der Apostel Paulus sagen (Röm 13,10).

Das Neue, das Jesus, der Herr, bringt, besteht nicht in einer Abkehrung vom mosaischen Gesetz. Das Neue besteht in der Liebe, die er selber ist. Er vergibt Sünden. Sünden vergeben kann nur Gott, da haben die Schriftgelehrten völlig recht, und daran entsteht der Konflikt mit den jüdischen Autoritäten.

Dieser Konflikt treibt auf seinen Tod am Kreuz hin. Am Kreuz zeigt sich: Das Volk der Juden in seiner Gesamtheit lehnt Jesus als Herrn und Christus und Sohn Gottes ab. Er aber erträgt diese Ablehnung und gibt sich in den Tod, nimmt den Tod auf sich. Damit erweist er sich als der Gottesknecht, den der Prophet Jesaja verkündet hat. „*Mein Knecht, der gerechte, macht die vielen gerecht; er lädt ihre Schuld auf sich“* (Jes 53,11). Jetzt zeigt sich, dass das, was Mose in den kultischen Bestimmungen des Gesetzes verkündet hat, seinen Sinn nicht in sich selbst hatte. Vielmehr war es Vorausbild. Am Kreuz wird das mosaische Kultgesetz erfüllt und kommt damit an sein Ende. Tieropfer und Tempelgottesdienst sind jetzt Vergangenheit. Das Blut Christi besiegelt den Neuen Bund. Jetzt gilt ein neuer Kult. Beim Letzten Abendmahl setzt Jesus, der Herr, ihn ein: *„Nehmt und esst, das ist mein Leib … das ist das Blut des Neuen und ewigen Bundes.“* Gleichzeitig ist der Unterschied zwischen Juden und Heiden erledigt. Beide tragen die Verantwortung für den Tod des Gottessohnes. Mit ihm ist *die trennende Wand zwischen Juden und Heiden niedergerissen* (Eph 2,14). Damit verlieren auch alle Bestimmungen des mosaischen Gesetzes, die das Volk Israel von den Heiden absondern sollten, ihren Sinn und ihre Berechtigung. Die Beschneidung sollte ein Unterscheidungsmerkmal zwischen Juden und Heiden sein. Es braucht sie nicht mehr. Die Speisegesetze dienten der Absonderung von den Heiden. Es braucht sie nicht mehr. Ja, sie sind

jetzt kontraproduktiv. Denn in der Kirche, im Leib Christi, gehören Juden und Heiden zusammen. Jesus, der Herr, *„stiftete Frieden und versöhnte die beiden* (nämlich Juden und Heiden) *durch das Kreuz mit Gott in einem einzigen Leib“* (Eph 2,16).

2.5 Die Kirche aus Juden und Heiden

Damit beginnt eine völlig neue Epoche in der Geschichte des Gesetzes. Die Kirche musste nach Pfingsten begreifen, was das Gesetz des Mose jetzt nach dem Kreuzestod des Herrn bedeutet. Heftige Auseinandersetzungen waren damit verbunden, von denen die Apostelgeschichte und die Briefe des Apostel Paulus berichten.

So wie man Jesus, den Herrn, gerne als Überwinder des Gesetzes darstellt, so und noch viel mehr wird der Apostel Paulus für ein gesetzesfreies Christentum in Anspruch genommen. Beides ist falsch. Wenn der hl. Paulus Freiheit vom Gesetz verkündet, dann meint er die Freiheit von den Bestimmungen, die in Christus erfüllt sind (Kultgesetze), und von jenen Bestimmungen, die Juden von Heiden voneinander trennen, also vor allem die Beschneidung, die Speise- und Reinheitsgesetze. Die Heiden müssen nicht Juden werden, wenn sie an Christus glauben.
Was aber Juden und Heiden verbindet, sind die moralischen Forderungen des Gesetzes. Den Heiden hat ja Gott das moralische Gesetz als Naturrecht ins das Herz geschrieben. Und wo die Tora dieses moralische Gesetz formuliert, ist sie für Juden wie für Heiden gleichermaßen in Geltung.

Der Apostel Paulus kann sich in seiner Lehre ganz eng an die Verkündigung Jesu, des Herrn, anschließen. „*Niemandem bleibt etwas schuldig, außer der gegenseitigen Liebe! Wer den andern liebt, hat das Gesetz erfüllt. Denn die Gebote: Du sollst nicht die Ehe brechen, du sollst nicht töten, du sollst nicht stehlen, du sollst nicht begehren! und alle anderen Gebote sind in dem einen Satz zusammengefasst: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. Die Liebe tut dem Nächsten nichts Böses. Also ist die Liebe die Erfüllung des Gesetzes* (Röm 13,8-

10). Wieder hören wir eine Aufzählung der Gebote nur der zweiten Tafel. Paulus nennt das 6., das 5., das 7. Gebot und eine Kurzfassung für das 9. und 10. Gebot. Und so wie Jesus fasst Paulus die Gebote im Liebesgebot zusammen. *„Das ganze Gesetz ist in dem einen Wort zusammengefasst: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst“* (Gal 5,14).

Der Neue Bund, wie ihn der Prophet Jeremia angekündigt hat, ist Wirklichkeit durch das Kreuz Christi. Jetzt schreibt Gott sein Gesetz in das Herz des Neuen Gottesvolkes, der Kirche aus Juden und Heiden. Das ist der Neue Bund. Jetzt liest die Kirche in ihrem Herzen das Gesetz. „*Apostel, Propheten, Evangelisten, Hirten und Lehrer“,* so zählt der hl. Paulus im Epheserbrief die einschlägigen Ämter auf (Eph 4,11), teilen mit, was sie im Herzen gelesen haben. Vor allen der Apostel Paulus. In seinen Briefen, meistens im zweiten Teil, schildert er das neue Leben in Christus, so, wie es Gott ihm und der ganzen Kirche ins Herz geschrieben hat. Auch hier gilt wie schon beim Naturgesetz: Man kann das ins Herz geschriebene Gesetz des Neuen Bundes nicht präsentieren. Man kann nur immer neu den Reichtum des Neuen Gesetzes schildern und anwenden auf alle Lebensbereiche. Paulus zeigt, wie ein Leben mit den Geboten des Alten Bundes im Neuen Bund, in der Kirche aus Juden und Heiden aussieht. *„Wir ermahnen euch, Brüder: Weist die zurecht, die ein unordentliches Leben führen, ermutigt die Ängstlichen, nehmt euch der Schwachen an, seid geduldig mit allen! Seht zu, dass keiner dem andern Böses mit Bösem vergilt, sondern bemüht euch immer, einander und allen Gutes zu tun. Freut euch zu jeder Zeit! Betet ohne Unterlass! Dankt für alles! … Löscht den Geist nicht aus! Verachtet prophetisches Reden nicht! Prüft alles und behaltet das Gute! Meidet das Böse in jeder Gestalt!“* (1Thess 5,14-22). Der Abschnitt ist eingeleitet mit dem Wort *„ermahnen“*. Im griechischen Text steht das Wort parakaleo. Wir haben dafür im Deutschen keine Entsprechung. Man müsste *„ermahnen“* und *„trösten“* in ein deutsches Wort zusammenschieben können. Der Apostel liest,

wenn man so sagen kann, in seiner Paraklese den Gläubigen das ins Herz geschriebene Gesetz vor, und das ist Ermahnung und Trost zugleich.

2.6 Der Dekalog in der Katechese der Kirche

Jetzt noch kurz zur nachbiblischen Geschichte der Gebote. Die Kirchenväter gehen in ihrer Moralkatechese vom Doppelgebot der Liebe aus und von der Bergpredigt mit ihren Seligpreisungen und sprechen dann von den Tugenden. Der Dekalog spielt dabei keine große Rolle. Die Bergpredigt ist bei den Kirchenvätern „der spezifische Text des Neuen Gesetzes, der dem Dekalog als spezifischem Text des Alten Gesetzes entspricht“ (Servais Pinckaers, Christus und das Glück. Grundriss der christlichen Ethik, Göttingen 2004, 80). Die Katechumenen mussten den Dekalog nicht auswendig lernen.

Vom späten Mittelalter an, nach Thomas von Aquin, verschieben sich die Gewichte in der Moraltheologie. War es noch bei Thomas in der Moraltheologie um die Glückseligkeit des Menschen gegangen, so fragt die späte Scholastik mehr und mehr nach den Pflichten. Jetzt bekommt der Dekalog ein größeres Gewicht und hält Einzug in die Katechese.

Dazu musste der Dekalog eine Überarbeitung erfahren. Die Formulierungen, die ausdrücklich an das Volk Israel gerichtet sind, werden ausgeschieden. Es bleibt alles das, was dem Naturgesetz entspricht. Das kann man wieder sehr schön im KKK sehen, wo die beiden biblischen Texte nebeneinander abgedruckt sind, und als dritte Spalte die „katechetische Überlieferung“. Diese dritte Spalte ist optisch leicht als eine abgespeckte Version erkennbar.

Das heißt aber, wir haben die Gebote in der Form, wie sie die Kirche uns vorlegt. Man muss das einmal kurz bedenken. Nach dem biblischen Bericht hat Gott die Gebote unter gewaltigen Zeichen offenbart, fälschungssicher auf Steintafeln geschrieben. Trotzdem ändert die Kirche den Text. Sie übergeht das Bilderverbot, sie scheidet alles spezifisch Jüdische aus.

Darf sie das? Darf sie sich vom biblischen Wortlaut entfernen? Die Calvinisten des 16. Jahrhunderts haben die Frage verneint und das Bilderverbot als 2. Gebot wiederhergestellt. Aber das ist ein Anachronismus. Nicht Mose legt uns die Gebote vor, sondern die Kirche – in der Vollmacht des Heiligen Geistes, den der Herr ihr gegeben hat.

2.7 Die Gebote im Lehramt der Kirche

Und weiter noch: Die Kirche legt uns die Gebote nicht nur vor, sie legt sie auch verbindlich aus. Denn die Gebote sind ja eine Kurzfassung des Gesetzes oder, wie der Catechismus Romanus von 1566 sagt, *„die Summe und der Auszug aller Gesetze“, „Summa und Epitome“* (III, 1,1). In dieser Kürze sind die Gebote auslegungsbedürftig. Was heißt *„töten“*? Ist damit auch das Schlachten von Tieren gemeint? Todesstrafe? Krieg? Abtreibung? Suizid? Hier gilt, was das 2. Vatikanische Konzil in der dogmatischen Konstitution über die Offenbarung sagt: *„Die Aufgabe, das geschriebene oder überlieferte Wort Gottes verbindlich zu erklären, ist nur dem lebendigen Lehramt der Kirche anvertraut, dessen Vollmacht im Namen Jesu Christi ausgeübt wird“* (DV 10). Dazu haben wir den großen Katechismus der Katholischen Kirche von 1993 (KKK). Und gerade in den Fragen, die heute durch den medizinischen Fortschritt aufgeworfen werden und das 5. und 6. Gebot betreffen, hat Papst Johannes Paul II. der Kirche einen ungeheuren Schatz der Auslegung und Erklärung geschenkt.

Aber nicht nur das oberste Lehramt ist hier gefordert, sondern auch der schlichte Seelsorger. Der Catechismus Romanus sagt sehr schön und beherzigenswert an die Pfarrer gerichtet: *„Da die zehn Gebote die Summe des ganzen Gesetzes sind, so müssen die Seelsorger Tag und Nacht in der Betrachtung darüber verweilen. Nicht nur um ihr eigenes Leben nach dieser Richtschnur zu ordnen, sondern auch um das ihnen anvertraute Volk im Gesetz des Herrn zu unterweisen“* (Cat. Rom. III, 1,2).

Die Kirche legt uns nicht nur Gottes Wort und damit auch

seine Gebote vor. Sie formuliert darüber hinaus in eigenem Namen Gesetze und verpflichtet die Gläubigen, sie einzuhalten. Dabei kommt ein umfangreiches Gesetzbuch zustande, der Codex Iuris Canonici mit 1752 canones. Dadurch wird aber die katholische Kirche nicht zu einer Gesetzesreligion. Kein schlichter Gläubiger muss sich den CIC in den Bücherschrank stellen. Es ist Aufgabe der Hirten, in der Predigt und in der Unterweisung den Gläubigen das Nötige mitzuteilen. Wie nun die zehn Gebote eine Kurzfassung des mosaischen Gesetzes sind, *Summa und Epitome*, so haben wir eine Kurzfassung der für die Laien einschlägigen Kirchengesetze in den fünf Kirchengeboten.

Wir finden die Kirchengebote im KKK und im Gotteslob (GL) von 2013. Beim KKK ist zu beachten, dass 1997, vier Jahre nach Erscheinen, einige Änderungen vorgenommen wurden; davon sind auch die Kirchengebote betroffen. Im neuen GL findet man die derzeit gültige Fassung der Kirchengebote (GL 29, 7):

1. Teilnahme an der hl. Messe an Sonn- und gebotenen Feiertagen,
2. Beichte wenigstens einmal im Jahr,
3. Kommunion wenigstens zur österlichen Zeit,
4. Fast- und Abstinenztage,
5. der Kirche in ihren materiellen Erfordernissen beistehen.

Ich möchte hinweisen auf eine Änderung gegenüber dem alten GL von 1975. Dort war das Fastengebot so sehr verdünnt, dass es nun wirklich niemandem mehr wehtun konnte: „Am Freitag bring ein Opfer!“ (GL 1975, 67,3). Das neue GL von 2013 kehrt zur alten Ordnung zurück: „Halte die von der Kirche gebotenen Fast- und Abstinenztage!“, und gibt dazu eine klare Erläuterung.

Wozu dienen die Kirchengebote? Im KKK ist das sehr klar und deutlich gesagt: *„Der verpflichtende Charakter dieser von den Hirten der Kirche erlassenen positiven Gesetze will den Gläubigen das unerlässliche Minimum an Gebetsgeist und an sittlichem Streben, im Wachstum der Liebe zu Gott und zum Nächsten sichern“* (KKK 2042). Das Minimalprogramm eines geistlichen katholischen Lebens!

Billiger ist es nicht zu haben, sagt uns die Kirche in ihrer Hirtensorge um das Heil der Seelen. Was den Verbindlichkeitsgrad dieser Forderungen angeht, spricht der Katechismus eine klare Sprache: „verpflichtender Charakter“. Die deutschen Bischöfe wollen dieses harte Wort ihren lieben Deutschen nicht zumuten und schwächen es im Gotteslob 2013 etwas ab: „Sie haben verbindlichen Charakter“ (GL 29,7).
Schränken die Kirchengebote unsere Freiheit ein? Ich denke, jeder, der die Ziele bejaht, die der Katechismus formuliert, nämlich *Gebetsgeist, sittliches Streben, Wachstum der Liebe zu Gott und zum Nächsten, wird froh sein über die Hilfe, die ihm hier gegeben wird.*

Die Kirche gibt Gebote, sie tritt als Gebieterin auf. Wacht sie auch darüber, ob die Gebote befolgt werden? Hier ist leider nicht sehr viel zu berichten. Bei den ersten vier Geboten, die sich auf unser geistliches Leben beziehen, schauen die deutschen Bischöfe durch alle zehn Finger. Kirchliche Mitarbeiter, auch solche in der Seelsorge, werden von ihren Hirten nicht auf die Einhaltung dieser Bestimmungen angesprochen. 2012 bis 2014 wurde eine großangelegte Befragung von Mitarbeitern in der Seelsorge durchgeführt. Da zeigte sich: 54% der Priester und 91% der Pastoralreferenten gehen nur einmal im Jahr oder seltener zur Beichte. Das heißt, sie begnügen sich mit dem „unerlässlichen Minimum“, das das 2. Kirchengebot formuliert, oder sie erfüllen das Gebot gleich gar nicht. Ich befürchte, das sind recht viele. Und leider konnte man nicht erleben, dass unsere Bischöfe ihre Priester und ihre Pastoralreferenten im Anschluss an diese Seelsorgerstudie zur Beichte ermahnt hätten.
Professor Thomas Sternberg, der Präsident des Zentralkomitees der deutschen Katholiken, hat in einem Interview mit einer slowakischen Internetzeitung über die Beichtpraxis in Deutschland gesprochen. In diesem Zusammenhang wurde er gefragt: „In Ihrem ZdK kennen Sie keinen Menschen, der zur Beichte gehen würde?“ Sternberg: „Nein, ich kenne niemanden.“ Wie kann es aber sein, dass Menschen, die ein wichtiges Kirchenge-

bot nicht erfüllen, auf dem Synodalen Weg über die Zukunft der Kirche beraten und dabei grundstürzende Änderungen herbeiführen wollen?

Bei den ersten vier Kirchengeboten sind unsere Bischöfe überaus nachsichtig, nicht aber beim fünften: „Steh der Kirche in ihren Erfordernissen bei!“ Hier greifen sie sofort und konsequent durch.

3 Leben mit den Geboten

Wie kann ein Leben mit den Geboten aussehen? Im 119. Psalm gibt uns die Hl. Schrift eine wunderbare Anleitung zu einem Leben mit den Geboten. Dieser Psalm ist der längste der biblischen Psalmen. Ein alphabetisches Gedicht: für jeden Buchstaben 8 Verse. Das hebräische Alphabet hat 22 Buchstaben, 22 mal 8 gleich 176 Verse. 176 Verse für nur ein Thema: Gott, du hast uns deine Gebote gegeben – wie gut! Auch im Stundengebet spielt dieser Psalm ein Sonderrolle. Weil er so lang ist, kann man ihn nicht gut an einem Stück beten. An den Werktagen, in der hora media, also Terz oder Sext oder Non, werden jeweils acht Verse eines Buchstabens gebetet, ein Achterpäckchen. Dadurch ist dieser Psalm im Stundengebet fast täglich präsent. Im alten Brevier, das Papst Benedikt uns wieder zu beten erlaubt hat, wurde der 119. Psalm an jedem Sonntag vollständig gebetet, verteilt auf Prim, Terz, Sext und Non. Bis 1911 aber, bis zur Brevierreform von Papst Pius X., wurde der 119. Psalm täglich ganz gebetet, in der Prim, Terz, Sext und Non. Das muss man sich einmal vorstellen: der hl. Pfarrer von Ars oder der hl. John Henry Newman, sie haben täglich diese 176 Verse gebetet, spätestens seit ihrer Priesterweihe. Zunächst auch Martin Luther. Er schreibt noch 1521: *„Der heylig Künig und prophett David hatt eynen psalmen gemacht hundert sechß und sibentzig versen lang, und ist der aller lengist, grossist psalm unter allen, den man teglich eyn mal yn die prim, tertz, sext und none geteylet ynn den kirchen singet und lißett …“* (WA 8, 140). Tägliche Besinnung auf die Frage: Wie sieht ein Leben

mit den Geboten aus?

Wir lassen uns jetzt anleiten von Psalm 119 und fragen: Wie sollen wir mit Gottes Geboten leben?

3.1 Wir lernen die Gebote

„Mit lauterem Herzen will ich dir danken, wenn ich deine gerechten Entscheide lerne“ (Vers 7). 613 Gebote kann niemand lernen, wohl aber zehn. Zehn ist keine heilige Zahl, sondern eine praktische: Wir sollen die Gebote an den zehn Fingern aufzählen können, so dass keines vergessen wird. Das soll am Anfang eines christlichen Lebens stehen: Die Gebote lernen. In der Kindheit und in der Jugend braucht es eine klare katechetische Unterweisung. Dazu gehören die Gebote. Ich bin in der lutherischen Kirche mit Martin Luthers Kleinem Katechismus aufgewachsen. Er ist als ganzer eine didaktische und sprachliche Großleistung, und da, wo er von den Geboten handelt, auch theologisch eine Großleistung. Ich kann ihn nur als geistliche Lektüre empfehlen, in seinem Ersten Hauptstück von den Geboten. Leider haben wir in der katholischen Kirche keine vergleichbare katechetische Tradition. Das führt dazu, dass wir keinen allgemeinverbindlichen Text des Dekalogs haben. Gotteslob von 1975, GL von 2013, KKK, KKKK – immer neue und andere Formulierungen der Gebote. Bei den Lutheranern ist das anders, dort haben alle Generationen seit dem 16. Jahrhundert den gleichen Text gelernt.

3.2 Wir betrachten die Gebote

Wir erforschen sie und sinnen über sie nach. *„Ich will nachsinnen über deine Befehle.“ (Vers 15) „Wie sehr liebe ich deine Weisung, den ganzen Tag bestimmt sie mein Sinnen“ (Vers 97). Die lateinische Bibel, die Vulgata, übersetzt: „tota die meditatio mea est“* – den ganzen Tag über ist dein Gesetz meine Meditation, Gegenstand meiner Betrachtung. Wir machen uns ein Bild davon, wie alles zusammenhängt im Alten und im Neuen Bund, die Gebote vom Sinai und das Gesetz Christi. Wir betrachten,

erforschen und erwägen, wie sich die göttliche Ordnung ausdrückt in den einzelnen Bestimmungen des Gesetzes und entdecken ihre Schönheit. Die Betrachtung, die im Geist stattfindet, die Theorie, kann man nicht säuberlich trennen von der Erkenntnis, die wir durch die Praxis erwerben. Im lateinischen Text steht oft das Wort „exerceri“. *„In mandatis tuis exercebor“* – „In deinen Geboten werde ich mich üben.“ Damit ist beides gemeint, Theorie und Praxis. Wir üben die Gebote ein und üben sie aus, und indem wir sie ausüben, üben wir sie ein.

Unser Herz und unsere Gefühle bleiben nicht kalt bei dieser Betrachtung der Gebote. *„Ich suche dich mit ganzem Herzen. Lass mich nicht abirren von deinen Geboten!“* (10) – *„Meine Seele verzehrt sich vor Verlangen nach deinen Entscheiden allezeit“* (20). – *„Meinen Mund tat ich auf und lechzte, nach deinen Geboten habe ich Verlangen“* (131). Wir strecken uns *mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit unserem ganzen Denken* (Mt 22,37) aus nach dem Wort und der Weisung Gottes.

3.3 Wir bewahren die Gebote in uns

„Gib mir Einsicht, damit ich deine Weisung bewahre!“ (34) Was wir gelernt und betrachtet haben, soll unser fester Besitz werden. Wir wollen uns nicht hin- und her werfen lassen von gesellschaftlichen Strömungen und von den angeblich neuen Erkenntnissen der Wissenschaft. Wir wollen verlässlich zurückgreifen können auf das, was durch die Gebote und durch das Gesetz Christi Grundlage unseres Denken und Handelns ist. Denn sonst sind wir in Gefahr. *„Ich barg deinen Spruch in meinem Herzen, damit ich gegen dich nicht sündige“* (11). Unsere Treue gegenüber den Geboten antwortet auf die Treue und Verlässlichkeit Gottes. *„O Herr, in Ewigkeit steht aufrecht dein Wort am Himmel“* (89).

Das göttliche Gesetz ist uns zwar in der Zeit offenbart worden und hat insofern seine Geschichte. Aber in seinem Kern ist es der Zeit überhoben. In seinem Kern ist es Naturrecht, das dem Menschen von Anfang an ins Herz geschrieben ist. *„Den*

Uranfang habe ich erkannt aus deinen Zeugnissen, denn bis in Ewigkeit hast du sie gegründet" (152). Was für ein großer Satz: *„Den Uranfang habe ich erkannt aus deinen Zeugnissen".*

Gottes Wort in diesem Psalm leitet uns an, die Gebote zu lernen, zu betrachten und im Herzen zu bewahren. Wenn wir das tun, will Gott uns mit immer neuer und immer größerer Freude beschenken. *„Am Weg deiner Zeugnisse habe ich Freude, wie an jeglichem Reichtum"* (14). – *„Ich ergötze mich an deinen Geboten, die ich liebe"* (47). – *„Wie süß ist dein Spruch meinem Gaumen, meinem Mund ist er süßer als Honig"* (103). – *„Entzückt bin ich über deinen Spruch wie einer, der reiche Beute fand"* (162).

3.4 Die Gebote als Weg

Die Gebote erscheinen im Buch von Kardinal Marx als Stützen einer unfreiheitlichen Ordnung. Der 119. Psalm leitet uns zu einer anderen Sicht an: *„Ich sah, dass alles Vollkommene Grenzen hat, doch dein Gebot ist von unendlicher Weite"* (96). Einem Außenstehenden wird man das kaum vermitteln können. Aber in dem Maße wie wir uns hineinbegeben durch Lernen, Betrachten und Bewahren, im Gebet gerade auch unseres Psalmes, in dem Maße werden wir immer gewisser werden auf unserem Weg.

Mit dem Stichwort „Weg" komme ich zu einem letzten Gedanken. In unserem Thema werden die Gebote „Leitplanken auf dem Weg" genannt, die als Schutz für die Freiheit dienen. In der Antike gab es noch keine Leitplanken. Das entsprechende biblische Bild wäre der Zaun. Aber der 119. Psalm verwendet nicht das Bild vom Zaun, vielmehr immer wieder das Bild vom Weg oder Pfad. *„Weise mir, Herr, den Weg deiner Gesetze! Ich will ihn bewahren bis ans Ende."* (33). Die Gebote sind Leitplanken und noch viel mehr als Leitplanken, sie sind der Weg selber.

„Ich will laufen den Weg deiner Gebote, denn mein Herz machst du weit" (32). Dieses Wort führt uns in die Mitte unseres Glaubens. Im Neuen Bund schreibt Gott sein Gesetz auf

unser Herz, und dadurch sind wir verbunden mit dem, der von sich sagt: *„Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben“* (Joh 14,6).

Befreiung des Menschen und Neuevangelisierung: Das Sakrament der Buße

Anton Ziegenaus

Einleitung

Bei seinem ersten Deutschlandbesuch im Jahr 1980 sagte Johannes Paul II. in seiner Ansprache an die Bischofskonferenz: „Ich bin überzeugt, dass ein Aufschwung des sittlichen Bewusstseins und christlichen Lebens eng, ja unlöslich an eine Bedingung gebunden ist: an die Belebung der persönlichen Beichte. Setzt hier eine Priorität eurer pastoralen Sorge!“
Wurde die Beichte damals zur Priorität der pastoralen Sorge? War sie es im Jahr des Glaubens, im Jahr des Dialogs? Ist sie es in den Hirtenbriefen der Fastenzeit?

Josef Stimpfle, von 1963-1992 Bischof von Augsburg, führte 1982 zur Nacharbeit dieses Papstbesuches einen Diözesan-Katholikentag durch. Zur Vorbereitung wurde für neun Monate je ein Motto gesucht und kommentiert. Für die Fastenzeit wählte der Verfasser dieses Beitrags das oben genannte Wort. Berater schlugen dem Bischof vor, es durch das Motto „Neu durch Vergebung“ zu ersetzen. Erst nach hartem Widerstand des Verfassers blieb es beim Papstwort. Hier be-

wahrheitet sich das Wort Søren Kierkegaards (1813-1855), dass die Christusverkündigung zur „Wohlredenheit“ geworden sei: „Die Abschaffung der Beichte, ein Zusammenwirken von Gemeinde und Pfarrer. Die Gemeinde bekam Angst, zur Beichte zu gehen; der Beichtstuhl brachte einem die Sache allzu nahe. Die Pfarrer bekamen Angst, Beichte zu hören, die Sache wird allzu ernsthaft. Und die ganze Christentumsverkündigung wurde Redekunst, Wohlredenheit, die ganz richtig das entscheidend Christliche ausließ: die Zueignung, den Einzelnen.“[1]

Der Däne Kierkegaard bezieht sich hier auf die lutherische Tradition, die durchaus die Beichte kannte − wenn auch in einem anderen theologischen Verständnis als das katholische vom Bußsakrament. Luther, der häufig beichtete, schreibt im „Großen Katechismus“[2]: „Willst du es (= das köstlich und tröstlich Ding) aber verachten, und so stolz ungebeichtet hingehen (= zum Abendmahl), so schließen wir das Urteil, dass du kein Christ bist und auch des Sakraments nicht sollst genießen. Denn du verachtest, was kein Christ verachten soll, und machst damit, dass du keine Vergebung der Sünde haben kannst.“ Dieses Wort Luthers ist bedenkenswert im Hinblick auf das jüngst begangene Lutherjahr 2017 im Gedenken an das Reformationsjubiläum vor 500 Jahren und den Wunsch nach Kommuniongemeinschaft. Auch in diesem Zusammenhang zeigt sich das Problematische der Entscheidung mancher Bischöfe, den nichtkatholischen Partner einer konfessionsverschiedenen Ehe zur Kommunion zuzulassen. Der katholische Partner müsste in manchen Fällen das Bußsakrament empfangen (z.B. beim willkürlichen Fernbleiben vom Sonntagsgottesdienst[3]), der Nichtkatholik wird sich davon nicht betroffen fühlen, trotz

---

1 Tagebücher IV, 270.

2 Die Bekenntnisschriften 8, 732.

3 In der Mitte der hl. Messe steht die Tatsache, dass Jesus bereit war, das Leben zu geben; uns kostet es nur eine Stunde! Und die sind viele nicht

des Lutherwortes: „Wer nicht beichtet, ist kein Christ, weil er nicht an seine Erlösungsbedürftigkeit glaubt, und soll nicht das Abendmahl nehmen."

I. Beichte und Eucharistie

Das Bußsakrament galt immer als Schutzwehr vor dem und für den ehrfürchtigen Empfang der Eucharistie. Vor der – oft seltenen – Kommunion ging man zur Beichte. Diese heutige Entkoppelung von Beichte und Kommunion ist einerseits gut, weil sie eine häufigere Kommunion förderte, andererseits bedenklich, weil das „es prüfe sich jeder" (1 Kor 11,28) wegfällt. Dieses ungeprüfte Kommunionlaufen finden nicht wenige anstößig. Bedurfte es früher eines Mutes, aus der Bank herauszutreten und zu kommunizieren, verlangt es heutzutage Mut, in der Bank zu bleiben.

Manche wollen diese Ehrfurchtslosigkeit durch die Förderung der Mundkommunion überwinden, aber der eigentliche Schutz ist doch die häufigere Beichte. Zudem wäre es notwendig, dass der ganze Text von 1 Kor 11,13-32 in der Liturgie verlesen wird; es fällt nämlich auf, dass er bei den vielen Lesungen nie, weder an den Festtagen noch an den Werktagen, gelesen wird, obwohl er dem Prediger einen guten Anlass gäbe, das Problem des ungeprüften Kommunionempfangs anzusprechen.

Überraschen mag die These, dass diese Gleichgültigkeit ein Grund für den Rückgang der Zahl der Gottesdienstteilnehmer ist. Zunächst meint man doch, dass mehr Großzügig-

---

bereit, ihm zu schenken. Der Katechismus der Katholischen Kirche bezeichnet das übrigens als schwere Sünde: „Die sonntägliche Eucharistie legt den Grund zum ganzen christlichen Leben und bestätigt es. Deshalb sind die Gläubigen verpflichtet, an den gebotenen Feiertagen an der Eucharistiefeier teilzunehmen ... Wer diese Pflicht absichtlich versäumt, begeht eine schwere Sünde" (KKK 2181). „Am Sonntag und an den anderen gebotenen Feiertagen sind die Gläubigen zur Teilnahme an der Messfeier verpflichtet" (c. 1247 CIC).

keit der Bequemlichkeit entgegenkommt und Anerkennung findet. Aber einmal besteht die Gefahr, dass der Höhepunkt und die Mitte gläubigen Lebens als etwas Äußerliches gesehen und nicht mehr geschätzt wird; so bleibt man vom Sonntagsgottesdienst weg. Sollten aber dann doch einem Gläubigen die Heiligkeit der Eucharistie und die Realpräsenz Christi bewusst werden, kann er vor seinem Gewissen die eigene Gedankenlosigkeit nicht billigen. So wird er bei jeder Kommunion einen Gewissensbiss verspüren und der inneren Ruhe zuliebe wegbleiben. Ein Beispiel aus Goethes „Dichtung und Wahrheit" kann solche Entwicklungen zu verstehen helfen: Er berichtet von seinem persönlichen Bedürfnis, vor dem evangelischen Abendmahl zu beichten. Im Unterricht wurde er aber (in dieser Zeit des Übergangs von der persönlichen Beichte zur Formelbeichte, bis sie bei den Protestanten völlig abkam) auf eine allgemeine Bekenntnisformel verwiesen. Daher blieb eine innere Unruhe, die ihn das Abendmahl nicht unbeschwert empfangen ließ und es ihm letztlich sogar verleidete. „Ich empfing die Absolution und entfernte mich weder warm noch kalt, ging den andern Tag mit meinen Eltern zu dem Tisch des Herrn, und betrug mich ein paar Tage, wie es sich nach einer so heiligen Handlung wohl ziemte."

Der feinfühlige junge Goethe hatte sich offensichtlich entgegen den Tendenzen der Aufklärungszeit, die Sünde zu verharmlosen, ein feines Gespür für ihre Realität bewahrt; er war sich bewusst, „dass einer, der das Sakrament unwürdig genieße, sich selbst das Gericht esse und trinke" (vgl. 1 Kor 11,29). Goethes Sündenbewusstsein und Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Abendmahls führten zu Skrupeln, die natürlich die Unsicherheit noch steigerten. „Dieser Skrupel quälte mich dergestalt, und die Auskunft, die man mir als hinreichend vorstellen wollte (= allgemeines Bekenntnis), schien mir so kahl und schwach, dass ... ich mich von der kirchlichen Verbindung ganz und gar loszuwinden suchte ... Zuletzt (ließ ich) diese seltsame Gewissensangst mit Kirche und Altar völlig hinter mir" (7. Buch). Goethes Reaktion ist nachvollziehbar und hat über den Einzelfall hinaus allgemeine Bedeutung.

Ein weiteres Beispiel: Man darf von zweihunderttausend jährlichen Abtreibungen in Deutschland ausgehen. Dadurch wurden nicht nur die Mütter der Kinder, sondern auch die Väter und Verwandten, die dazu geraten und nicht geholfen haben, sowie die Abtreibungsärzte schuldig. Es dürfte sich sicher eine halbe Million Mitschuldiger ergeben, und das jeweils über die Jahre (seit der Einführung der Fristenregelung 1974) hin. Wenn diese eine ruhige Stunde für sich haben, etwa in eine Kirche kommen oder zu beten versuchen, wird sich das Gewissen rühren. Man versteht, dass sie, wie Goethe sagt, „Kirche und Altar hinter sich lassen" und, um zu vergessen, sich in Hektik und Betriebsamkeit flüchten. An die Qual des Post-Abortion-Syndroms sei nur erinnert. Wo Schuld nicht aufgearbeitet und vergeben wird, zerstört sie und macht krank und verleidet den Gedanken an Gott.

Der Einwand liegt nahe: Jeder kann doch einen Beichtvater aufsuchen, wenn er sich davon eine Heilung verspricht. Aber hier werden die psychischen Windungen des Menschen verkannt: Er spürt die Notwendigkeit der Vergebung, es fehlen aber die Kraft und die Demut, den Weg dazu zu gehen. So gibt es Menschen, die ihr Leben lang eine Schuld mitschleppen und sich so der Kirche und der Eucharistie entfremden. Es bedarf immer auch einer von der Gnade Gottes begleiteten menschlichen Aufmunterung. Darüber später noch mehr.[4]

---

[4] In der Mitte der hl. Messe steht die Tatsache, dass Jesus bereit war, das Leben zu geben; uns kostet es nur eine Stunde! Und die sind viele nicht bereit, ihm zu schenken. Der Katechismus der Katholischen Kirche bezeichnet das übrigens als schwere Sünde: „Die sonntägliche Eucharistie legt den Grund zum ganzen christlichen Leben und bestätigt es. Deshalb sind die Gläubigen verpflichtet, an den gebotenen Feiertagen an der Eucharistiefeier teilzunehmen ... Wer diese Pflicht absichtlich versäumt, begeht eine schwere Sünde" (KKK 2181). „Am Sonntag und an den anderen gebotenen Feiertagen sind die Gläubigen zur Teilnahme an der Messfeier verpflichtet" (c. 1247 CIC).

II. Sünde und Beichte

Bei Diskussionen über die Beichte kommt häufig die Frage: „Sagen Sie mir, was ich beichten soll?“ Vielleicht wird noch angefügt: „Ich habe keine Sünde.“ Die Beichte kam also auch wegen des mangelhaften Sündenbewusstseins abhanden. Es ist ein Werk des Heiligen Geistes, „zur Erkenntnis der Sünde zu führen“ (Joh 16,8). Die großen Heiligen haben Christus und deshalb auch die eigene Sündigkeit erkannt und die Beichte daher als geistliche Hilfe gesehen.

Wir Menschen suchen im allgemeinen Anerkennung und Bestätigung unseres Tuns und wehren uns dagegen, Schuld und Sünde zuzugeben. Friedrich Nietzsche (1844-1900) sei hier zitiert: „Das habe ich getan, sagt mein Gedächtnis. Das kann ich nicht getan haben – sagt mein Stolz und bleibt unerbittlich. Endlich gibt das Gedächtnis nach.“[5] Das Gespür für die Sünde und die eigene Verdrängungskunst muss daher durch die Seelsorge geweckt werden.

Was aber ist die Sünde? Der schottische Romancier Bruce Marshall (1899-1987) bemerkte ironisch: Unter Sünde verstehe ein moderner Mensch „eine mittelalterliche Bezeichnung für einen Wochenendausflug mit einer Schauspielerin, mit der man nicht verheiratet war“. Letztlich ist die Sünde etwas Reizvolles, und man versteht nicht, warum Jesus davon erlösen wollte und warum in der hl. Messe Gott ein Dutzendmal gedankt wird, weil er von der Sünde erlöst hat. Das Wort Sünde (im theologischen Sinn) ist aus dem heutigen Sprachgebrauch verschwunden. Man sündigt nur noch gegen die Figur (durch zu viel Essen) oder im Straßenverkehr (als Verkehrssünder).

Das Wesen der Sünde richtet sich immer gegen Gott, der den Menschen in Liebe erschaffen hat, den der Sünder aber als Einschränkung seiner Freiheit empfindet und ablehnt. Der Sün-

---

5 Friedrich Nietzsche, Jenseits von Gut und Böse, 68.

denfallbericht zeigt, dass der Mensch wie Gott sein wollte (vgl. Gen 3,75). Dieser Bruch der heilen Gemeinschaft mit Gott zog allseits destruktive Folgen nach sich: Das Verhältnis der Geschlechter zueinander wird hart (vgl. Gen 3,12), die Menschen kommen mit ihrer Geschlechtlichkeit nicht mehr zurecht (vgl. Gen 3,7), Kain erschlägt seinen Bruder (vgl. Gen 4,1-16), Lamech nimmt sich zwei Frauen und übt siebenundsiebzigfache Rache (vgl. Gen 4,17-24). Der Tod wird ohne die bergende Gemeinschaft mit Gott als Katastrophe empfunden. Jeder schiebt die Schuld auf den anderen, Adam auf Eva und diese auf die Schlange. Der gegen Gott gerichtete Wille, selbst Gott zu sein, belastet immer auch das Verhältnis zum Mitmenschen und lässt das eigene Leben nicht mehr recht verstehen. Die ursprüngliche Freude an der Gemeinschaft mit Gott schwindet, die Stammeltern verstecken sich vor ihm.

Im Lukasevangelium (18,9-14) ist von zwei verschiedenen Typen von Betern im Tempel die Rede. Der eine, ein Pharisäer, dankt in stolzer Selbstzufriedenheit Gott, dass er nicht wie die „anderen Menschen“ist, die „Räuber, Betrüger, Ehebrecher“. Er faste zweimal in der Woche und gebe den zehnten Teil seines Einkommens dem Tempel. Diese Selbstauskunft des Pharisäers dürfte wahr sein: Er fühlt sich als gerecht und braucht deshalb nicht um Vergebung zu bitten. Der andere, ein Zöllner, der bei seinem Beruf als Steuereintreiber betrogen und zuviel verlangt hat (vgl. Lk 19,6), schlägt schuldbewusst an seine Brust und betet: „Gott sei mir Sünder gnädig.“ Nur vom Zöllner sagt Jesus, dass er „gerechtfertigt nach Hause ging“. Jede böse Tat, auch wenn sie sich scheinbar nur gegen den Nächsten richtet, wird zur Sünde durch die gegen Gottes Gebot handelnde Stoßrichtung. Dies wird besonders durch die Erzählung über David und die Frau des Uria deutlich (vgl. 2 Sam 11,2-13): Während sich Uria im Krieg befindet, nimmt David mit dessen Frau ein Verhältnis auf, das nicht ohne Folgen bleibt. David sorgt schließlich da-

für, dass Uria im Krieg umkommt. Der Prophet Natan bringt David das Ungeheuerliche seines Tuns zu Bewusstsein. Während David darin zunächst nur eine reizvolle Liaison sah oder das Pech (dass ein Kind kam) oder eine Gemeinheit gegenüber Uria, wird ihm schließlich klar: „Ich habe gegen den Herrn gesündigt.“ Die Affäre war im Letzten eine Sünde gegen Gott.

Die Menschwerdung des Gottessohnes, sein Suchen nach dem Verlorenen, sein Tod „für uns“ offenbaren nicht nur die Liebe und die Barmherzigkeit Gottes, sondern ebenso den Ernst der Sünde. Der Schweizer evangelisch-reformierte Theologe Karl Barth (1886-1968) vermerkt im Hinblick auf die Erlösungstat Christi: „Erst wenn das eingesehen ist: dass unsere Versöhnung ... Gott dieses kostete – in der Person seines Sohnes sich selbst – ist es mit dem gemütlichen Leichtsinn vorbei, der unser Böses immer wieder durch unser Gutes ... begrenzt sehen und sich angesichts solcher Kompensationen für entschuldigt und beruhigt halten möchte.“[6] So führt gerade die innigste Zuwendung Gottes zur deutlichsten Entlarvung der Sünde des Menschen: „Wenn ich nicht gekommen wäre und nicht zu ihnen gesprochen hätte, wären sie ohne Sünde; jetzt aber haben sie keine Entschuldigung für ihre Sünde. Wer mich hasst, hasst auch meinen Vater“ (Joh 15,22f). Gerade diese Stelle zeigt, dass die Sünde im Tiefsten nicht Leichtsinn, Schwäche oder Gedankenlosigkeit ist, sondern Selbstherrlichkeit und stolze Selbstbehauptung des Menschen, die zum Widerstand gegen Gott und sogar zum ‚Gotteshass führen kann. Natürlich muss nicht jede Sünde bewusster Gotteshass sein, weil in der Regel der Sünder den Gedanken an Gott verdrängt, aber immer schwingt selbstherrliche Verfügung des Menschen über sich mit.

Jede Sünde, auch die Übertretung der Gebote der zweiten Dekalogtafel (mit den Geboten IV bis X, die sich auf unser Verhalten gegenüber den Mitmenschen beziehen, s. S. 30), ist somit eine Beleidigung Gottes. Das Verbrechen an Uria ist

---

6 Karl Barth, Die Lehre von der Versöhnung, Zollikon 1953, 457.

zugleich Widerspruch gegen Gott und daher Sünde. Wer den Sündenfallbericht ab Gen 3,2 reflektiert und bedenkt, dass dieses Verhalten bis heute fortdauert, wird dem Urteil zustimmen können, dass die Sünde kein Kavaliersdelikt ist, sondern die tiefste Not des Menschen. Der Kampf dagegen ist Aufgabe der Pastoral. Aber wie sollen Katholiken, die vielleicht schon Jahrzehnte lang nicht mehr gebeichtet haben und die Zehn Gebote nicht mehr kennen, zu einer Selbstbeurteilung geführt werden?
Zur Gewissensbildung und zur Selbsterkenntnis seien folgende vier Schritte vorgeschlagen:

1. Man gehe aus von den Zehn Geboten oder von einem daran orientierten Beichtspiegel (siehe Gotteslob, Nr. 599). Die Frage lautet: Was habe ich gesündigt?
2. Die zweite Frage lautet: Warum habe ich dies getan? Sie gilt der Wurzelsünde. Die gleiche Tat kann natürlich verschiedenen Motiven entspringen (Geltungssucht, Habgier, sexuelle Leidenschaft: die ursprünglichen Hauptsünden!).
3. Tue ich das Gute? Diese Frage zielt auf das Gegenteil des in den Zehn Geboten Verbotenen: Bemühung um Wahrhaftigkeit, Reinheit, Leben, Güte, Verzeihungsbereitschaft; liebe ich das Gute? Der Mensch ist nicht schon dadurch heilig, wenn er nichts Böses tut; er muss vielmehr gut sein und das Gute tun! Bedenken wir Jak 4,17: „Wer also das Gute tun kann und es nicht tut, der sündigt."
4. Warum tue ich das Gute (um gesehen zu werden, aus Liebe, freiwillig)?

Die Gewissenserziehung sollte immer wieder Thema der Seelsorge sein. Gerade der Bußgottesdienst sollte diesem Anliegen dienen.

III. Zur Wiedergewinnung der Beichte

Statt der häufigen Klage über die geringe Ehrfurcht beim Kommunionempfang, über den Verfall der Moral und über den Verlust der Beichte, sollte das Bemühen auf die Wiedereinführung der Beichte konzentriert sein.

Zu diesem Zweck ist eine theologische Reflexion über die Wirkungen des Sakraments hilfreich. Das Wort „Beicht' macht leicht“ ist nicht nur ein schöner Reim, sondern eine spirituelle Erfahrung, die vom Konzil von Trient so ausgedrückt wird: Der Gehalt und die Wirkung des Bußsakramentes ist „die Wiederversöhnung mit Gott, der bisweilen bei frommen Menschen, die dieses Sakrament andachtsvoll empfangen, Friede und Heiterkeit des Gewissens, verbunden mit starker Tröstung des Geistes, zu folgen pflegt“ (DH 1674). Die „Versöhnung mit Gott“ drängt die negativen Wirkungen der Sünde zurück, nämlich die Unlust und Freudlosigkeit des Lebens mit Gott (vgl. Gen 3,8: das Verstecken der Stammeltern vor Gott), die egoistische Herrschsucht über den anderen (vgl. Gen 3,10; 4,8; 4,24: siebenundsiebzigfache Rache) und die Anklagementalität, die immer die Schuld bei anderen statt bei sich selbst sucht (vgl. Gen 3,12f). Die Versöhnung mit Gott schafft Frieden und Freude am Glauben in Gebet und Liebe. Die Beichte, oft als Qual missverstanden, ist letztlich das Ostergeschenk des Auferstandenen (vgl. Joh 20,23), denn die Auferstehung besagt zuerst den Sieg über die Sünde und dann erst über den Tod (vgl. 1 Kor 15,17).

Der zweite Schritt zur Wiedergewinnung der Beichte ist nicht ein stärkerer gemeinsamer Einsatz aller Seelsorger in Predigt und Katechese, sondern die Wiederentdeckung der Beichte durch den Priester im eigenen Leben. Hier sei an die häufige Erfahrung evangelischer Seelsorger, die die Beichte wieder einführen wollten, erinnert, dass das Volk nur bei jenen Pastoren zur Beichte kommt, die selber beichten. So schreibt der evangelische Pfarrer, Psychologe und Psychotherapeut Arnold Bittlinger (* 1928): „Der Beichtvater ... muss ein lebendiger Christ sein, der zur Gemeinde Jesu in einem geordneten Verhältnis steht. – Der Beichtvater muss selber beichten. Menschen, die beichten wollen, haben anscheinend ein feines Gespür dafür, ob der Beichtvater selbst beichtet oder nicht. Die Erfahrung lehrt nämlich, dass Menschen in

der Regel nur bei solchen Pfarrern beichten, die selber die Beichte praktizieren. Für einen Pfarrer ist es unfair, wenn er von einem Gemeindemitglied eine Verdemütigung erwartet, der er sich selbst nicht unterziehen will“[7].

Der evangelische Theologe Wolfgang Böhme (1919-2010) denkt ähnlich; er zitiert dabei den evangelischen Theologen Dietrich Bonhoeffer (1906-1945), einen Vorkämpfer für die Wiedereinführung der Beichte in der evangelischen Pastoral: „Die wichtigste Vorbereitung des Pfarrers auf das Beichthören ist die eigene Beichte des Pfarrers. Obgleich es selbstverständlich nicht die Voraussetzung für die Gültigkeit der Absolution ist, dass der Absolvierende selbst gebeichtet hat, sollte doch keiner Beichte hören, ohne nicht auch selbst ein Beichtender zu sein.[8] ‚Nur der Gedemütigte kann ohne Schaden für sich selbst die Beichte des Bruders hören‘ (Bonhoeffer)“[9].

Bonhoeffer hat die Hörer des Predigerseminars Finsterwalde nicht einfach zur Beichte aufgefordert, sondern ihnen nur mitgeteilt, dass er demnächst beichten werde. Diese Mitteilung führte zur Nachdenklichkeit und zur Besinnung im Haus und auch zur Nachahmung seines Beispiels. Der Priester muss also persönlich den Kampf gegen die Sünde als die tiefste Not ernst nehmen und den Segen des Sakraments erfahren. Wie der Benediktiner-Abt Laurentius Klein (1928-2002)[10] bemerkt, kam man bei der Suche nach den Gründen für das Scheitern solcher Reformen zu der Erkenntnis, dass

---

7 Arnold Bittlinger, Evangelische Beichte — Ein Weg zur Freiheit, Marburg 1969, 18; zum Ganzen vgl. A. Ziegenaus, Die Beichte des Priesters. Die Bedeutung der persönlichen Praxis für den priesterlichen Dienst und für die Spendung des Sakraments, in: ders., Verantworteter Glaube. Theologische Beiträge, Bd. 1, Buttenwiesen 1999, 185-201.

8 Vgl. Anton Ziegenaus, Die Beichte des Priesters (s. Anm. 7).

9 Wolfgang Böhme, Zeichen der Versöhnung, München-Hamburg² 1969, 94.

10 Vgl. Laurentius Klein, Evangelisch-Lutherische Beichte. Lehre und Praxis, Paderborn 1961, 235.

der Hauptgrund für die darniederliegende Privatbeichte das geringe Verlangen der Pfarrer nach Beichte und Absolution sei.

Zur Wiedergewinnung des Sakraments empfehlen sich auch Predigten über bekannte heilige Beichtväter, wie den Pfarrer von Ars Jean-Baptiste Marie Vianney (1786-1859), Pater Pio (1887-1968) oder Pater Leopold Mandić (1866-1942), möglicherweise verbunden mit Wallfahrten an ihr jeweiliges Grab in Ars, San Giovanni Rotondo und Padua. Solche Heilige sind ein Geschenk der Vorsehung an die Kirche.

Eine weitere Voraussetzung ist die ausreichende Beichtgelegenheit. Gerade bei der Zusammenlegung von Pfarreien kommt dieses Angebot zu kurz. Die Priester mögen sich durch mangelnden Zuspruch nicht entmutigen lassen, sondern die „freie“ Zeit nutzen für Breviergebet und Betrachtung; dann ist die Zeit nie vertan. Das Warten ist letztlich Symbol für die Langmut Christi, der Ausschau hält nach uns, bis wir umkehren. Auch sollte gelegentlich, etwa in Pfarrbriefen, auf das Bestehen von Tagesbeichtstühlen in Klöstern (Beichtkirchen) hingewiesen werden. Die Fatimatage (am jeweiligen 13. eines Monats) werden von den Gläubigen dankbar angenommen und für den Empfang des Bußsakraments genutzt. Auf jeden Fall darf nicht der Eindruck entstehen, die Beichte wäre abgeschafft. Deshalb ist es wichtig, dass in Pfarrbriefen, nicht nur vor Weihnachten, auch auf die wöchentliche Beichtgelegenheit hingewiesen wird. Manchmal sucht man vergebens einen solchen Hinweis. Nebenbei sei vermerkt, dass der Eindruck äußerst schlecht ist, wenn der Beichtstuhl zur bequemen Ablage für Putzmittel (Besen, Putzlumpen, Eimer) missbraucht wird.

Der Direktor eines Exerzitienhauses erzählte dem Verfasser von einem Leiter eines Exerzitienkurses, der keine Beichtgelegenheit eingeplant hatte. Daraufhin bot der Direktor von sich aus eine Gelegenheit an, die von 60 Prozent der Kursteilnehmer genutzt wurde. Diese Erfahrung bestätigt die oben zitierte Vermutung, dass der Grund für den Niedergang der Beich-

te auch bei den Beichtvätern gesucht werden muss. In dieselbe Richtung weist die Aussage eines Priesteramtskandidaten, dem die Beichte fremd geworden ist. In seiner Familie hätte die Mutter immer dafür gesorgt, dass wenigstens zur Osterzeit alle zur Beichte gingen, bis dieser Mutter von einem Priester im Beichtstuhl von der Beichte wegen ihrer geringen Sünden abgeraten wurde; daraufhin habe auch die Mutter ihre Familie nicht mehr zur Beichte angehalten.
Solche Erfahrungen führen zu einer weiteren Überlegung, nämlich zur Frage nach dem

IV. Sinn der sogenannten Andachtsbeichte

Streng betrachtet ist eine Beichte nur zur Vergebung einer Todsünde notwendig. Diese richtige Feststellung führte jedoch in der Vergangenheit zu pastoral völlig falschen Schlüssen. So wird mit allerhand psychologischen Klimmzügen die Möglichkeit bzw. die Bestimmbarkeit der Todsünde im konkreten Fall geleugnet. Ein bekannter Moraltheologe spekulierte im Hörsaal über die Frage, wie viele Todsünden an einem Tag in Paris wohl geschehen. Er meinte: zwei oder drei. Darauf ein Student: „Hurra, wir sind erlöst“ − nicht durch den Sühnetod Christi, sondern durch Leugnung der Todsünde und damit auch einer Beichtpflicht. Ein Oberer einer in der Osterzeit von vielen Gläubigen frequentierten Klosterkirche fand zur Entlastung der älteren Patres die Lösung, jeden Beichtenden zu Beginn zu fragen, ob er eine Todsünde hätte und ihn andernfalls sofort aus dem Beichtstuhl zu verweisen. Abgesehen davon, dass jeder dort länger Verweilende als Todsünder diskriminiert wäre, missversteht man die Psychologie des schweren Sünders, der unter den vielen frommen Kirchgängern, vielleicht Ordensschwestern und Priestern, „hineinrutschen“ will und dem die Mitbeichtenden große Mutmacher sind. Psychologisch betrachtet lebt das Institut der Beichte in der Praxis davon, dass auch Leute beichten, die keine

schweren Sünden haben. So kommt der sogenannten Andachtsbeichte, d.h. der Beichte jener Sünden, die nicht gebeichtet werden müssten und für die es auch andere Wege der Vergebung gibt, eine entscheidende Bedeutung für die Beichtpraxis zu. Wo aber in der Gemeinde die Beichte ausstirbt, besteht die große Gefahr der scheinheiligen Heuchelei.

Doch hat die Andachtsbeichte nicht nur die geschilderte psychologische Bedeutung für die Praxis, es gibt dafür auch theologische Gründe: Das Konzil von Trient verweist auf den „piorum hominum usus“, „den Brauch frommer Menschen“ (DH 1680). Tatsächlich haben gerade die Heiligen und die großen Lehrer im geistlichen Leben die Andachtsbeichte geübt und als Mittel für den Fortschritt im Glaubensleben empfohlen. Interessanterweise haben auch die Erneuerungsbewegungen und die großen Gestalten der aus der Reformation hervorgegangenen kirchlichen Gemeinschaften diese Erfahrungen gemacht (Dietrich Bonhoeffer, Frère Roger Schutz von Taizé [1915-2005]). Der Christ muss nicht nur die schweren Sünden meiden, sondern nach Heiligkeit streben. Er weiß, dass im religiösen Leben wie im Alltag (Ehe, Beruf) auch die leichteren Verfehlungen das Zusammenleben belasten.

Wer dieses Streben und die Übung frommer Menschen ernst nimmt, wird die Andachtsbeichte nicht vernachlässigen. Diese Aussage trifft nicht nur für Priester (siehe oben!) und Ordensleute zu, sondern ebenso für den Kernkreis einer Pfarrei (Pfarrgemeinderat, Helfer in der Sakramentenkatechese usw.). Man darf bezweifeln, ob ein Christ seine Mündigkeit dadurch beweist, dass er seine regelmäßige Beichtpraxis aufgibt oder für überflüssig hält.

Die Andachtsbeichte empfiehlt sich nach dem oben skizzierten „Beichtspiegel“ aber ebenso in Zweifelsfällen, ob eine Todsünde begangen wurde; solche Fälle können oft sehr beunruhigen. Wer aber die Unruhe lange mit sich herumträgt, kann die Glaubensfreude verlieren.

Das Bußsakrament dient der Erneuerung und Vertiefung

jedes Sakraments. Es ist die beste Tauferneuerung, schützt vor Missachtung der Eucharistie, vertieft die eheliche Liebe der Partner und lässt den Priester seine Berufung erneut annehmen. Für das Jahr des Glaubens (2012/2013) empfahl ein amerikanischer Bischof deshalb vor allem eines: die Beichte.

V. Die Beichte als Weg zur Erneuerung der übrigen Sakramente

Die Beichte steht am Anfang der Wiedergewinnung der übrigen Sakramente. Sie war immer ein Schutz für einen würdigen Empfang der Eucharistie, damit sie „Quelle und Höhepunkt des ganzen christlichen Lebens“ sein kann (II. Vat., Lumen gentium 11). Aber ebenso ist die Beichte die Abwehr der Gefahren, die die christliche Ehe bedrohen: Wenn die Verheirateten wissen, dass sie immer die Barmherzigkeit und Vergebung Gottes brauchen und bekommen, werden sie auch miteinander nachsichtiger sein. Wie aufgrund der Sünde das Verhältnis der Geschlechter zueinander hart wurde (vgl. Gen 3,16; 4,19), so schafft die Vergebung der Sünde eine neue Verbindung.

Auch die Priesterweihe wird durch den Empfang des Bußsakraments erneuert: Priester, die ihren Beruf aufgegeben haben, gestehen oft, dass am Anfang dieses Schrittes die Vernachlässigung der Beichte stand. Und wenn die Krankensalbung die seelische Aufrichtung des Kranken bewirken soll, damit er geheilt wird bzw. die Beschwerden der Krankheit in Liebe und Geduld in der Kreuzesnachfolge tragen kann, setzt auch dieses Aufopfern die Vergebung der Sünden voraus – und es ist nur ein Notbehelf, wenn man die Krankensalbung selbst als Sakrament der Sündenvergebung ausgibt. „Sakrament der (geistlich) Toten“ (d.h. der mit Todsünde belasteten Gläubigen) ist nach der Taufe nur das Bußsakrament.

Wer das Bußsakrament regelmäßig empfängt, bleibt über Wasser und wird auch die übrigen Sakramente als Hilfe zum gläubigen Leben erfahren. Eine Erneuerung der Kirche ist,

wie der hl. Johannes Paul II. sagte, unlöslich an die Wiederbelebung der persönlichen Beichte geknüpft. Wer nicht mehr an die eigene Brust schlägt, droht unbarmherzig, hart und überkritisch zu werden.

Betrachten wir wiederum ein Abbild an einem Beichtstuhl der Wieskirche. Es knüpft an ein Gleichnis Jesu in Mt 18,21-35 an: Ein König hielt Abrechnung. Ein Knecht war ihm einen hohen Betrag schuldig (auf dem Buch steht 10.000, schwer lesbar). Da er die Schulden nicht bezahlen konnte, beschloss der König, ihn samt seiner Familie in die Sklaverei zu verkaufen. In seiner Not warf sich der schuldige Knecht vor dem König nieder: „Hab Geduld, ich werde dir alles bezahlen." Das war ein weltfremder Vorschlag, denn wie sollte er, nach dem Verlust seines Postens, alles zurückzahlen? Da erließ ihm der König die ganze Schuld. Der Knecht traf einen anderen, der ihm nur einen geringen Betrag schuldete und den er rigoros forderte. Dieser jedoch sagte: „Hab Geduld, ich werde dir alles bezahlen." Aber der erste Knecht wollte nicht hören und ließ ihn ins Gefängnis werfen. Daraufhin forderte der König vom ersten Knecht alles zurück. Jesu Schluss-wort: „Ebenso wird mein himmlischer Vater euch behandeln, wenn nicht jeder seinem Bruder von Herzen vergibt" (Mt 18,35).

Die Rede von einem bedingungslosen Verzeihen Gottes ist eine Täuschung. Gott verzeiht nur dem, der bereut und selbst verzeiht und nachsichtig ist. Oft klagen Menschen, dass man heute Gott so wenig erfahren kann. Nirgends, so kann man wohl sagen, erlebt der Mensch Gott persönlicher und näher als in der Vergebung bei der Beichte, dem Ostergeschenk des Auferstandenen (vgl. Joh 20,22f). Der Mensch fühlt sich befreit. Wenn wir bedenken, was die griechische Mythologie von den Schwierigkeiten der Sühne für eine Schuld erzählt (Orest, Herkules), dann können wir für die Sühne Christi am Kreuz und das Ostergeschenk der Vergebung nie genug danken.

„Die Liebe … muss so in uns brennen, dass sie sogar die natürliche Todesfurcht überwindet.“ (Hl. Augustinus)

Martyrium als Ausdruck christlicher Freiheit

Helmut Moll

Die Martyrer kennzeichnet die Überwindung der natürlichen Todesfurcht. In einem freiheitlichen Akt stimmen sie ihrem eigenen Sterben als dem Willen Gottes zu und werden aus Liebe zu Christus zu Martyrern. In den Martyrien erlebt die menschliche Freiheit ihre tiefste Erfüllung, indem sich der freie Mensch den Willen seines Schöpfers aneignet.[1]

I. Das Zeugnis der Hl. Schrift

1 Das Gebet Jesu im Garten von Gethsemani sowie das Verhältnis des menschlichen und des göttlichen Willens in Jesus Christus

Schauen wir auf das Zeugnis der Heiligen Schrift. Im Garten von Gethsemani macht Jesus nach dem Zeugnis der Synoptiker selber die Erfahrung der Angst, er erlebt die Erschütterung und das Erschrecken vor dem Abgrund des Nichts. Nach der Einset-

[1] Weiterführend Helmut Moll (Hrsg. im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz), Zeugen für Christus. Das deutsche Martyrologium des 20. Jahrhunderts (Paderborn u. a. [7]2019).

zung des Abendmahls begibt sich Jesus zum Ölberg (Mk 14,26 par) und zwar in einen nach Joh 18,1 auf dem östlichen Ufer des Kidron gelegenen Garten (Mk 14,32 par). Der Evangelist Markus hält fest: „Da ergriff ihn Furcht und Angst und er sagte zu ihnen: Meine Seele ist zu Tode betrübt. Bleibt hier und wacht! Und er ging ein Stück weiter, warf sich auf die Erde nieder und betete, dass die Stunde, wenn möglich, an ihm vorübergehe. Er sprach: Abba, Vater, alles ist dir möglich. Nimm diesen Kelch von mir! Aber nicht, was ich will, sondern was du willst“ (Mk 14,33-36). In ähnlichen Worten formuliert der Evangelist Matthäus (Mt 26,36-46). Lukas ergänzt die dramatische Lage mit den Worten: „Da erschien ihm ein Engel vom Himmel und gab ihm (neue) Kraft. Und er betete in seiner Angst noch inständiger, und sein Schweiß war wie Blut, das auf die Erde tropfte“ (Lk 22,43-44).
Jesus betet, nicht nur in seiner Todesangst. Als Jude steht Jesus in der Überlieferung des jüdischen Glaubens. Lob-, Preis-, Dank- und Klagegebet waren ihm vertraut (vgl. Mk 15,34; Lk 23,46). Er betet bei wichtigen Wendepunkten seines Lebens (Lk 3,21; 5,16), beispielsweise bei seiner Taufe am Jordan (Lk 3,21), im Hohepriesterlichen Gebet (Joh 17), um Treue und Festigkeit der Seinen (Lk 22,31-32), vor der Auferweckung des Lazarus (Joh 11,41-42). Sein Gebet entspringt dem Glauben an Gottes Vaterliebe und wird immer wieder gestärkt mit dem Hinweis auf dessen Liebeswillen. Erhörungsgewissheit bildet die Grundlage seines Tuns. Voraussetzung ist allerdings die unerschütterliche Glaubenszuversicht.

„Es ergriff ihn Furcht und Angst“ (Mk 14,33). Wovor? Vor allem vor der Schmach und Schande des Kreuzestodes, so in den ältesten Schichten der Leidensweissagungen (Mk 8,31; Lk 9,22; 17,25). Die Anfechtung wirft Jesus zu Boden (vgl. Mk 14,35). Entfaltet wird diese Zerreißprobe im Hebräerbrief, wo vom „Kreuz der Schande“ (Hebr 12,2) und der „Schmach Christi“ (Hebr 11,26) die Rede ist, weil Kreuztragen wesentlich ein „Tragen seiner Schmach“ (Hebr 13,13; vgl. 10,33) bedeutet.

Nach dem Evangelisten Lukas gibt ein Engel Jesus die Kraft, das Leiden ob seiner geistigen Einsamkeit anzunehmen. Den Kontrapunkt bilden die vom Schlaf übermannten Jünger, die den Siedepunk förmlich verschlafen; sie werden deshalb von Jesus getadelt: „Wie könnt ihr schlafen?“ (Lk 22,46). In Jesu größter Stunde, in der seine Seele von Bitterkeit überfließt, verlieren sie den Kopf, während ihr Meister von der Versuchung zermalmt wird. Ein ungeheurer Vorgang, ein unheimliches Geschehen, das die bloße Vernunft nicht zu fassen vermag.

Das unbedingte Ja zum Willen des Vaters ist bei Jesus zugleich immer als Opfer des Eigenwillens gefasst: „Nicht, was ich will, sondern was du willst (soll geschehen)“ (Mk 14,36). Es behält die Bedeutung eines selbständigen Willensaktes (vgl. Joh 4,34; 5,36; 17,4). Sein Gehorsam, den er durch „Leiden gelernt“ (Hebr 5,7) hat, nach langem Ringen am Ölberg in den dunklen Plan des Vaters einzuwilligen, ist kein selbstverständliches Naturgeschehen, auch nicht ein zauberhaftes Mirakel, sondern eine Verleugnung des Selbstwillens. Das gesamte Leben Jesu, Wort und Werk, entstammen nicht seinem eigenen Willen, sondern dem Willen Gottes.

In der Pfingstpredigt bekennt Petrus, Jesus sei „nach Gottes beschlossenem Willen und Vorauswissen hingegeben“ (Apg 2,22) worden. Die Gestalt des Gottesknechts nach dem Propheten Jesaja kündet Jesu Leiden als prophetischer Spiegel seiner Stellvertretung (Jes 52,13-53,12). In der Begegnung auf dem Weg nach Emmaus erklärt der Auferstandene „zwei von den Jüngern“: „Musste nicht der Messias all das erleiden, um so in seine Herrlichkeit zu gelangen?“ (Lk 24,23.26). Der Völkerapostel Paulus hält fest: „Für mich ist Christus das Leben und Sterben Gewinn“ (Phil 1,21).

Der Hymnus im Philipperbrief vertieft die Hingabebereitschaft: Jesus „erniedrigte sich und war gehorsam bis zum Tod, bis zum Tod am Kreuz“ (Phil 2,8). Am Ende der dritten Missionsreise bekannte Paulus unumwunden: „Ich bin nicht nur be-

reit, mich fesseln zu lassen, sondern auch, in Jerusalem für den Namen Jesu, des Herrn, zu sterben“ (Apg 21,13).

Jesus hatte seine Jünger das Vaterunser beten gelehrt, in dem es heißt: „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf der Erde“ (Mt 6,10). Diese „Bitte drückt die Bereitschaft des Menschen aus, seinen eigenen Willen demjenigen Gottes anzugleichen; sie ist gleichsam ein Akt der Übergabe unseres Willens an Gott“[2]. Ferner heißt es im Johannesevangelium: „Von mir selbst aus kann ich nichts tun; ich richte, wie ich es (vom Vater) höre, und mein Gericht ist gerecht, weil es mir nicht um meinen Willen geht, sondern um den Willen dessen, der mich gesandt hat“ (Joh 5,30). Nach dem Hebräerbrief „spricht Christus bei seinem Eintritt in die Welt: (…) Ja, ich komme – so steht es über mich in der Schriftrolle – um deinen Willen, Gott, zu tun“ (Hebr 10,5-7). Und weiter: „Aufgrund dieses Willens sind wir durch die Opfergabe des Leibes Jesu Christi ein für allemal geheiligt“ (Hebr 10,10). Der Aufruf Jesu an seine Jünger: „Steht auf!“ (Mk 14,42) ist Ausdruck der überwundenen Furcht vor dem gewaltsamen Tod.

Wenn Jesus dem Willen seines Vaters gehorcht, gehört zur Nachfolge Jesu auch die Leidensbereitschaft, der feste Wille, das Kreuz auf sich zu nehmen. Das Mitsterben mit Jesus wird zum Mitauferwecktwerden mit Christus, so der Völkerapostel Paulus (Phil 3,10-11; 2 Kor 13,4). Die Bewährung im Leiden stellt zudem ein vordringliches Anliegen des ersten Petrusbriefes dar (1 Petr 1,6-7; 2,19-20; 4,12-16).[3]

---

2 So Joseph Kardinal Ratzinger, in: Mitteilungen Institut Papst Benedikt XVI. 4. Hrsg. von Rudolf Voderholzer u.a. (Regensburg 2011) 25-26.

3 Weiterführend Heinrich Greeven, Art. Euchomai, in: Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament. Bd 2 (Stuttgart 1935) 801-808; Gottlob Schrenk, Art. Telema, in: Theologisches Wörterbuch zum Neuen Testament. Bd. 3 (Stuttgart 1938) 52-63; Rudolf Schnackenburg, Die sittliche Botschaft des Neuen Testaments. Band I: Von Jesus zur Urkirche = Herders Theologischer Kommentar zum Neuen Testament. Supplementband I (Freiburg – Basel – Wien 1986) 211-213.

Papst Benedikt XVI. (* 1927) gab seinen Ausführungen zu den Geschehnissen im Garten von Gethsemani im zweiten Band seiner „Jesus von Nazareth Trilogie“ breiten Raum.[4] Dabei macht er aber schon am Beginn auf einen Unterschied aufmerksam, der für unseren Gedankengang von besonderer Bedeutung ist. Papst Benedikt hebt hervor, dass die Erschütterung des Sohnes Gottes angesichts des nahen Todes nicht mit der des Menschen in seiner letzten Stunde zu vergleichen ist: „Gerade, weil er der Sohn ist, sieht er mit letzter Deutlichkeit die ganz schmutzige Flut des Bösen, all die Macht der Lüge und des Hochmuts, all die Raffinesse und Schrecklichkeit des Bösen, das sich die Maske des Lebens umhängt und immerfort der Zerstörung des Seins, der Schändung und der Vernichtung des Lebens dient. Gerade weil er der Sohn ist, empfindet er zutiefst das Grauen, all den Schmutz und das Gemeine, das er in dem ihm zugedachten ‚Kelch‘ trinken muss: die ganze Macht der Sünde und des Todes. All dies muss er in sich hineinnehmen, damit es in ihm entmächtigt und überwunden werde. (…) Die Angst Jesu ist etwas viel Radikaleres als die Angst, die jeden Menschen angesichts des Todes überfällt: Sie ist der Zusammenstoß zwischen Licht und Finsternis, zwischen Leben und Tod selber – das eigentliche Entscheidungsdrama der menschlichen Geschichte.“

Christus ist also mit der Sinnlosigkeit des Todes und dem Nichts konfrontiert wie der einzelne Mensch. Angst und Furcht befallen ihn. Und dennoch besteht der von Papst Benedikt herausgearbeitete Unterschied. In Christus stellt sich derjenige dar, der den Tod auf sich nehmen wird für alle. Christus wird den Ungehorsam der Sünde aller Menschen in seinen Gehorsam aufnehmen. Der Tod Jesu am Kreuz ist einzigartig und einmalig. Niemand – und auch nicht die Martyrer – wiederholen dieses Geschehen. Kein Mensch erleidet in einem strengen

---

[4] Joseph Ratzinger / Benedikt XVI., Jesus von Nazareth. Zweiter Teil: Vom Einzug in Jerusalem bis zur Auferstehung (Freiburg 2011) 166-188.

Sinne den Tod wie der Gottessohn selbst. Christus allein, der menschgewordene Sohn Gottes, ficht diesen Kampf „zwischen Leben und Tod, zwischen Licht und Finsternis, dem eigentlichen Entscheidungsdrama der menschlichen Geschichte“ – wie schon zitiert von Papst Benedikt.[5]

In ihrer Lebenshingabe aus Liebe zu Christus bezeugen die Martyrer den Tod Christi. Sie werden durchsichtig auf Christus hin und treten hinter ihn zurück. Papst Benedikt XVI. zitiert den evangelischen Exegeten Rudolf Bultmann (1884-1976). Jesus ist hier „nicht nur der Prototyp, an dem das vom Menschen geforderte Verhalten exemplarisch sichtbar wird (vgl. Joh 13,15), sondern er ist auch und vor allem der Offenbarer, dessen Entscheidung die menschliche Entscheidung für Gott erst möglich macht.“[6]

Papst Benedikt gibt mit dem Zitat von Bultmann einen bemerkenswerten Hinweis. In seinem Gebet am Ölberg steht Jesus nicht allein als derjenige vor uns, den es für den Menschen nachzuahmen gilt, sondern als der, der die gesamte Menschheit erlöst und es ihr erst möglich macht, sich für Gott zu entscheiden. Bultmann selber nennt ihn an dieser Stelle den „Offenbarer“, der durch seinen Tod am Kreuz und seine Auferstehung die Neuschaffung des Menschen erwirkt. Bultmann führt aus: „Nicht sein Seelenkampf soll sichtbar werden, sondern seine tatsächlich gefällte Entscheidung, nicht die Stunde eines individuellen ‚Bios‘, sondern die Stunde, die über das Schicksal der Welt entschieden hat.“[7]

Das Martyrium stellt sich als ein Geschehen der Liebe dar. In ihrer Liebe zu Christus, der durch die Übergabe seines Willens an den Vater im Garten von Getsemani, durch seinen Tod und seine Auferstehung den Menschen erneuert hat, nehmen die Martyrer den eigenen Tod an. Die Martyrer bezeugen nicht die eigene Übergabe ihres Willens, sondern den Gehorsam

5 Ebd. 176.
6 Rudolf Bultmann, Das Evangelium des Johannes (Göttingen 151957) 328.
7 Ebd. 328.

Christi – errungen im Garten von Gethsemani. Martyrer sind Zeugen Christi.

Innerhalb ihrer Geschichte hat die Kirche viele Jahrhunderte über die Zusammengehörigkeit der beiden Willen in der Person Christi nachgedacht. Die christologische Diskussion der ersten Jahrhunderte erkannte die ungetrennten und unvermischten Naturen des Gottessohnes in der einen Person. Sofort aber erhob sich im Anschluss daran die Frage nach den Willenskräften. Verfügte Christus nur über den einen göttlichen Willen, in dem der menschliche Wille aufging wie ein Tropfen Wasser, der in ein Feuer gegeben wird? Oder aber trat der göttliche Wille ganz zurück, da Christus wahrhaft menschliches Fleisch und Blut angenommen hatte?

Die Kirche lehrt: Christus verfügt über zwei Willen, den menschlichen und den göttlichen Willen. Allerdings stehen sich der menschliche Wille und der göttliche Wille nicht als Konkurrenten gegenüber. Das Verhältnis des menschlichen und des göttlichen Willens unterliegt in Christus nicht den Verwundungen durch die Sünde. Der menschliche Wille ist von seiner Schöpfung her auf den göttlichen Willen ausgerichtet. Gott hat den Menschen nach seinem Ebenbild erschaffen und daher in ihn nicht den Keim der Opposition gegen den Schöpfer selbst gelegt. Gott schenkte dem Menschen, geschaffen nach seinem Ebenbild, die Gabe der Freiheit. Der Mensch sollte Gott lieben und sich ihm schenken können. Der menschliche Wille tendiert von seiner Schöpfung dazu, den Willen Gottes zu erfüllen. Auf dem dritten Konzil von Konstantinopel (680-681) hat die Kirche die Irrlehre des Monotheletismus unter Berufung auf das Konzil von Chalcedon (451) als mit der Heiligen Schrift und der Lehre der Kirchenväter unvereinbar verurteilt (DH 550-552).

Die Sünde Adams und Evas, ausgelöst durch die Verführung der Schlange im Paradies, zerstörte diese Ausrichtung. Aus dem Zusammenwirken von menschlichem und göttlichen Willen, aus der Synergie, wurde Opposition. Der Mensch fühlte nun plötzlich seine Freiheit durch den Willen Gottes gefährdet. Gott war

ihm zum Konkurrenten geworden. Der Mensch glaubte plötzlich, seine Freiheit verteidigen zu müssen; sie selbst bestimmen zu müssen, um sie zu wahren. Die Verführung der Schlange: „Ihr werdet wie Gott“ (Gen 3,5) klingt wie ein Echo nach.

Im Drama des Ölbergs holt Jesus den Naturwillen des Menschen aus der Opposition zurück in seine Einstimmung zu Gott. Papst Benedikt fasst es so: „Dieses ‚Ich‘ aber hat die Opposition des Menschseins in sich aufgenommen und umgewandelt, so dass nun im Sohnesgehorsam wir alle mit anwesend sind, wir alle in die Sohnschaft hineingezogen werden.“[8] Genau an diesen Punkt führen uns die Zeugnisse der Martyrer, ihre Hingabe an den Willen Gottes und die Befreiung von der natürlichen Todesfurcht. In der Hingabe der Martyrer scheint der Mensch als der von Gott durch den Gehorsam Jesu Christi Gerettete und Versöhnte, der Heimgekehrte, auf.

2 Das Martyrium des hl. Stephanus

Schon im Bericht über den Tod des hl. Stephanus findet sich das Zeugnis der Furchtlosigkeit des Martyrers angesichts seines Todes.[9] In der Apostelgeschichte heißt es: „Als sie das hörten, waren sie in ihrem Herzen aufs Äußerste über ihn empört und knirschten mit den Zähnen gegen ihn. Er aber, erfüllt vom Heiligen Geist, blickte zum Himmel empor, sah die Herrlichkeit Gottes und Jesus zur Rechten Gottes stehen und rief: Siehe, ich sehe den Himmel offen und den Menschensohn zur Rechten Gottes stehen. Da erhoben sie ein lautes Geschrei, hielten sich die Ohren zu, stürmten einmütig auf ihn los, trieben ihn zur

[8] Joseph Ratzinger / Benedikt XVI., Jesus von Nazareth. Zweiter Teil: Vom Einzug in Jerusalem bis zur Auferstehung (Freiburg 2011) 183; vgl. Maria Laetitia Coletti, Il sudore di sangue nel Getsemani (Lc 22,44) nella letteratura cristiana, in: AA.VV., Sangue e antropologia biblica nella patristica (Rom 1982) 161-198.

[9] Weiterführend Ernst Nellessen, Zeugnis für Jesus und das Wort. Exegetische Untersuchungen zum lukanischen Zeugnisbegriff = BBB 43 (Köln – Bonn 1976); Josef Zmijewski, Die Apostelgeschichte. Übersetzt und erklärt = Regensburger Neues Testament (Regensburg 1994) 275-344.

Stadt hinaus und steinigten ihn. Die Zeugen legten ihre Kleider zu Füßen eines jungen Mannes nieder, der Saulus hieß. So steinigten sie den Stephanus; er aber betete und rief: Herr Jesus, nimm meinen Geist auf! Dann sank er in die Knie und schrie laut: Herr, rechne ihnen diese Sünde nicht an! Nach diesen Worten verschied er“ (Apg 7, 54-60). Der hl. Stephanus, der wegen seines Christusbekenntnisses stirbt, blickte in den geöffneten Himmel. Er sah Christus zur Rechten Gottes stehen. Christus hatte durch seinen Gehorsam im Garten von Gethsemani, seiner Lebenshingabe am Kreuz und in seiner Auferweckung den Weg zum Vater wiederhergestellt, den Himmel wieder geöffnet. In seiner Liebe zu Christus, der den Weg frei gemachte hatte, war Stephanus bereit, seinen Tod zu erleiden und sogar seinen Feinden zu verzeihen.

II. Die Überwindung der natürlichen Todesfurcht in der Geschichte der Kirche

Zu Beginn des zweiten nachchristlichen Jahrhunderts gibt der Martyrerbischof Ignatius von Antiochien († um 110) Zeugnis von der Überwindung der natürlichen Todesfurcht, vor allem in seinen sieben Briefen. In seinem Brief an die Römer heißt es: „Besser ist es für mich, zu sterben auf Christus hin, als König zu sein über die Enden der Erde“.[10]

In einem an Bischof Cyprian von Karthago (200/210-258) gerichteten Brief preisen die Bekenner das ruhmvolle Sterben der „Leidensgenossen Christi“ mit folgenden Worten: „als alle weltlichen Fesseln zu zerbrechen und nun frei vor das Angesicht Gottes zu treten, das Himmelreich ohne alles Zaudern festzuhalten, in Christi Namen ein Leidensgenosse Christi zu werden, durch die göttliche Gnade des eigenen Richters selbst zum Richter erhoben zu werden, sein Gewissen durch das Be-

[10] Ignatius, An die Römer 6,1, in: Karl Bihlmeyer – Wilhelm Schneemelcher (Hrsg.), Die Apostolischen Väter (Tübingen 1956) 100; vgl. Katechismus der Katholischen Kirche (München 1993) Nr. 1010.

kenntnis des Namens [Christi unbefleckt zu erhalten: den menschlichen und gottlosen Gesetzen nicht im Widerspruch mit dem Glauben zu gehorchen, die Wahrheit mit lauter Stimme öffentlich zu bezeugen, sogar den allgemein gefürchteten Tod selbst im Tode zu überwinden, gerade durch das Sterben Unsterblichkeit zu erlangen, trotz der Zerfleischung und Folterung mit allen möglichen Werkzeugen der Grausamkeit".[11]

Der Kirchenlehrer Augustinus von Hippo (354-430) spricht über die Furchtlosigkeit vor dem Tod in seinem Kommentar des Johannes-Evangeliums. Der Bischof legt den Auftrag des Herrn an Petrus aus, die Lämmer und Schafe der Kirche zu weiden (Joh 21). Er hebt in Anklang an die Rede über den Guten Hirten in Joh 10 hervor, dass sich die Hirten vor jedem Eigennutz und Selbstsucht zu hüten haben. Vielmehr müssen sie von der Liebe zu Christus erfüllt sein. Christus machte sich durch das Vergießen seines Blutes die Schafe, die Menschen der Kirche zu allen Zeiten, zu eigen. Christus vertraut die Menschen der Kirche den Hirten an. Keiner der Hirten der Kirche darf über die ihm Anvertrauten als Eigentum verfügen oder sich ihrer dienstbar machen. Diese Liebe zu Christus erwirkt die Gabe der Furchtlosigkeit. Augustinus schreibt: „Die Liebe dessen, der die Schafe Christi weidet, muss so in uns brennen, dass sie sogar die natürliche Todesfurcht überwindet, die uns vor dem Tod zurückschrecken lässt, obwohl wir bei Christus sein möchten".[12] Augustinus verharmlost das Sterben und den Schauder des Todes dabei nicht und verweist dabei auf das Gebet Jesu am Ölberg. Er betont: „Denn wenn das Leiden des Todes nicht wäre oder wenn es klein wäre, dann wäre der Tod der Märtyrer nicht so groß. Aber wenn der Gute Hirt, der sein Leben für die Schafe hingegeben hat, aus diesen Schafen so viele zu Zeugen

---

11 Brief der Bekenner an Bischof Cyprian von Karthago, zitiert nach: A. Heilmann – H. Kraft (Zus. und hrsg.), Texte der Kirchenväter. Eine Auswahl nach Themen geordnet. Vierter Band (München 1964)76-77.

12 Augustinus, Tractatus in Ioannis Evangelium 123, 5 (PL 35,1967ff.); vgl. die Übersetzung in BKV 19/IV, 377/1165.

für seine Person gemacht hat, wieviel mehr müssen jene bis zum Tod für die Wahrheit streiten und bis aufs Blut gegen die Sünde Widerstand leisten."[13]

Das Martyrium stellt sich als ein Geschehen der Liebe zu Christus dar. Augustinus hält fest: In der Überwindung der Todesfurcht wird derjenige geliebt, der selber den Tod auf sich nahm, damit der Mensch in die Ewigkeit eingehen kann.

Papst Leo der Große (†461) vertieft diese Gedanken in seiner Predigt über die Passion des Herrn: „Was kann die Unterbrechung des Lebens von großem Belang sein bei einem, der aus eigener Macht sein Leben hingibt und es aus eigener Macht wieder nimmt? Der Apostel sagt: ‚Der Vater hat seinen eigenen Sohn nicht verschont, sondern ihn für uns alle hingegeben' (Röm 8,32), und ein andermal: ‚Christus hat die Kirche geliebt und sich für sie hingegeben, um sie heilig zu machen' (vgl. Eph 5,25). Dass der Herr sich dem Leiden überließ, war sowohl der Wille des Vaters wie auch sein eigener Wille. So verließ nicht nur der Vater ihn, sondern er verließ sich sozusagen auch selbst. Das war kein Getrenntwerden unter Angst, sondern ein Verzicht in Freiheit".[14]

Das Mittelalter kennt ohne Zweifel die begründete Angst vor dem vorzeitigen Sterben, nicht zuletzt in Zeiten der Pest. Der hl. Bernhard von Clairvaux (1090-1153) drängt einen gewissen Romanus, in den Orden einzutreten, und erinnert ihn an den leiblichen Tod. Denn der vor Gott Gerechte hat den Tod nicht zu fürchten; er soll dem weltlichen Tun absagen, um nach dem Tod ganz vor Gott leben zu können.[15] Der katholische Mediävist und Historiker Philippe Ariès (1914-1984) bekennt in sei-

---

13 Ebd.

14 Leo der Große, Sermo de Passione Domini 68, 1-2 (PL 54,372ff).

15 Bernhard von Clairvaux, Epistola 105 ad Romanum Romanae Curiae Subdiaconum, in: PL 182, 240-241; vgl. Rainer Rudolf, Ars moriendi. Von der Kunst des heilsamen Lebens und Sterbens = Forschungen zur Volkskunde. Band 19 (Köln – Graz 1957) 11-13; Walter Nigg, Die Hoffnung der Heiligen. Wie sie starben und uns sterben lehren (Ostfildern 1985).

ner Monographie „Geschichte des Todes“ unumwunden: „Seit nämlich der auferstandene Christus über den Tod triumphiert hat, ist der Tod in dieser Welt der wirkliche Tod, und der physische Tod bedeutet Zugang zum ewigen Leben. Deshalb ist der Christ verpflichtet, sich freudig den Tod zu wünschen, als eine Art Wiedergeburt.“[16]

Ein frühes Zeugnis der Furchtlosigkeit der Martyrer bietet in der Frühen Neuzeit der japanische Jesuitenpater Paul Miki (1565-1597). Der Ordensmann, mit 22 Jahren in die Gesellschaft Jesu eingetreten, wurde ab dem Jahre 1587 zusammen mit weiteren Jesuiten und Franziskanern ob seines Glaubens verfolgt und im Jahre 1597 in Nagasaki gekreuzigt. 1627 selig und 1682 heiliggesprochen, sind sie die ersten katholischen Martyrer Japans. In einem zeitgenössischen Bericht heißt es:

„In dem Bewusstsein, in hohen Ehren vor den Augen all derer zu stehen, die ihn einst angehört hatten, erklärte unser Bruder Paulus Miki den Umstehenden, er sei Japaner und gehöre zur Gesellschaft Jesu, er müsse sterben wegen der Verkündigung des Evangeliums und danke für diese außergewöhnliche Wohltat. Dann fügte er hinzu: Da es nun mit mir dahin gekommen ist, denke ich, niemand von euch wird von mir glauben, dass ich die Wahrheit verhehle. So erkläre ich denn euch allen, dass es keinen anderen Weg zum Heil gibt als den der Christen. Dieser Weg lehrt mich, den Feinden zu verzeihen und allen, die mich beleidigt haben. Darum vergebe ich gerne dem König und allen, die an meinem Tod schuldig sind, und ich bitte sie, die christliche Taufe zu empfangen. Dann richtete er seine Augen auf die Gefährten und begann, ihnen für den Höhepunkt dieses Kampfes Mut zuzusprechen. Auf dem Gesicht aller erschien ein Aufleuchten der Freude, besonders bei Ludwig. Als ihm ein

---

16 Philippe Ariès, Geschichte des Todes (München – Wien 1980; 11. Auflage 2005) 23; vgl. Heinrich Schipperges, Die Kranken im Mittelalter (München 1990); Klaus Bergdolt, Die *Meditatio Mortis* als Medizin. Betrachtungen zur Ethik der Todesangst im Spätmittelalter und heute, in: Würzburger medizinhistorische Mitteilungen 9 (1991) 249-258.

anderer Christ zurief, er werde bald im Paradies sein, lenkte er durch eine von Freude erfüllte Bewegung der Finger und des ganzen Leibes die Augen aller Zuschauer auf sich."[17] Hier erfüllt sich die biblische Sentenz nach dem Sturz des Drachen in der Johannesoffenbarung: „Sie haben ihn besiegt durch das Blut des Lammes und durch ihr Wort und Zeugnis; sie hielten ihr Leben nicht fest, bis hinein in den Tod" (Offb 12,11).

Auch die Literatur des 20. Jahrhunderts vertiefte das in Rede stehende Phänomen. Der 1922 katholisch gewordene englische Schriftsteller Gilbert Keith Chesterton (1874-1936) schrieb in seiner 1908 veröffentlichten spirituellen Autobiographie „Orthodoxie. Eine Handreichung für die Ungläubigen": „Ein von Feinden umzingelter Soldat kämpft sich nur dann den Weg frei, wenn er neben unbändigem Lebenswillen auch eine seltsame Achtlosigkeit gegenüber dem Sterben beweist. Er darf sich nicht einfach ans Leben klammern, denn dann wäre er ein Feigling und würde nicht davonkommen. […] Er muss sein Leben wollen, aber in einer Art wütender Gleichgültigkeit; er muss das Leben lieben wie Wasser und doch den Tod trinken wie Wein. Kein Philosoph, so vermute ich, hat dieses romantische Rätsel je mit der nötigen Klarsicht in Worte gefasst, natürlich auch ich nicht. Das Christentum aber hat mehr getan als das: Mit den grauenerregenden Gräbern des Selbstmörders und des Helden hat es die Extrempunkte abgesteckt und gezeigt, wie weit entfernt derjenige, der um des Lebens willen stirbt, von dem ist, der um des Todes willen stirbt. Und das Banner, das es von jeher über den europäischen Lanzen schwingt, ist das Mys-

[17] Aus der Lebensbeschreibung des heiligen Paul Miki und seiner Gefährten, Cap. 14,109-110, in: ASS Febr 1,769, zitiert nach: Lektionar zum Stundenbuch, Deutsche Bischofskonferenz (Hrsg.), Heft 4, Erste Jahresreihe (Freiburg u. a. 1978) 267-268; vgl. Charles R. Boxer, The Christian Century in Japan 1549-1650 (Berkeley 1951); Josef Glazik, Die Mission im portugiesischen Patronatsbereich, in: Erwin Iserloh u.a., Reformation, Katholische Reform und Gegenreformation = Handbuch der Kirchengeschichte. Band IV (Freiburg u.a. 1967) 620-644; Mark R. Mullins (Hrsg.), Handbook of Christianity in Japan (Leiden u.a. 2003).

terium der Rittertugend: nicht der chinesische Mut, der das Leben gering achtet, sondern der christliche Mut, der den Tod geringachtet.“[18]

Der französische Schriftsteller Georges Bernanos (1888-1948) sekundiert seinem englischen Kollegen Gilbert Keith Chesterton. In seinem berühmten Roman „Tagebuch eines Landpfarrers“ betont er: „Man handelt nicht mit dem Herrgott, man muss sich ihm bedingungslos ergeben.“[19] Im Hinblick auf das Los des alttestamentlichen Ijob, das in nachexilischer Zeit entstand, unterstreicht er: „Die wahre Haltung ist nicht Auflehnung, sie ist Hinnehmen.“[20]

III. Die Überwindung der natürlichen Todesfurcht im Licht der Theologie

Die Kirche hat das Sterben derjenigen, die um des Glaubens willen ihren Tod erlitten, immer aus dem Blickwinkel wahrgenommen, den Christus eröffnet hatte. Der Tod war anders als ein Scheitern bzw. mehr als ein bloßer Verlust. Als Zeugnis für Christus war der Kirche das Sterben der Martyrer immer kostbar. Sorgsam wurde das Andenken und die Lebensgeschichte gehütet. Die gesamte Reliquienkultur der Kirche hat hier ihren Ursprung.[21] Die Martyrer durften daher auf keinen Fall dem Vergessen überlassen werden. Die regelmäßig wiederkehrenden Gedenktage der Heiligen im Laufe des Jahres wurden zu einer Art lebendigem Gedächtnis. Zahllose Bräuche und Sitten verankern bis heute ihre Erinnerung nicht allein im Leben der Gläubigen. Das Zweite Vatikanischen Konzils hielt in der dogmatischen Konstitution über die Kirche „Lumen Gentium“ Folgendes fest: „Da Jesus, der Sohn Gottes, seine Liebe durch die

---

18 Gilbert Keith Chesterton, Orthodoxie. Eine Handreichung für die Ungläubigen = Die andere Bibliothek. Band. 187 (Frankfurt 2000) 182.

19 Georges Bernanos, Tagesbuch eines Landpfarrers (Wien 1936) 199.

20 Ebd. 293.

21 Vgl. Helmut Moll, Art. Reliquienverehrung - Katholisch, in: Lexikon des Kirchen- und Religionsrechts. Band 3 (Paderborn 2020) 195.

Hingabe seines Lebens für uns bekundet hat, hat keiner eine größere Liebe, als wer sein Leben für ihn und die Brüder hingibt (vgl. 1 Joh 3,16; Joh 15,13). Dieses höchste Zeugnis der Liebe vor allen, besonders den Verfolgern, zu geben war die Berufung einiger Christen schon in den ersten Zeiten und wird es immer sein. Das Martyrium, das den Jünger dem Meister in der freien Annahme des Todes für das Heil der Welt ähnlich macht und im Vergießen des Blutes gleichgestaltet, wertet die Kirche als hervorragendes Geschenk und als höchsten Erweis der Liebe. Wenn es auch wenigen gegeben wird, so müssen doch alle bereit sein, Christus vor den Menschen zu bekennen und ihm in den Verfolgungen, die der Kirche nie fehlen, auf dem Weg des Kreuzes zu folgen" (LG 42).

Nach den Aussagen des Zweiten Vatikanischen Konzils macht die „freie Annahme des Todes" den Martyrer gleichsam durchsichtig auf Christus hin und gestaltet ihn „im Vergießen des Blutes" Christus gleich. Martyrer bezeugen den höchsten Erweis der Liebe Christi durch seinen Tod am Kreuz.

Mit der Gründung der Ritenkongregation durch Papst Sixtus V. (1521-1590) im Jahre 1589 und dem Erlass gesetzlicher Bestimmungen zur zentralen Regelung der Kanonisationsverfahren durch Papst Urban VIII. (1568-1644) entwickelten sich lehramtlich verbindliche Kriterien zur Bestimmung des Martyriums.[22] Bis heute theologisch und kirchenrechtlich bindend sind die von dem Kanonisten Prosper Lambertini (1675-1758), dem späteren Papst Benedikt XIV., in seinem Werk „Opus de servorum Dei beatificatione, et beatorum canonizatione" grundgelegten Kriterien.[23] Die verbindlichen Merkmale wurden folgendermaßen gefasst:

[22] Helmut Moll, Art. Seligsprechungsverfahren, in: Lexikon für Kirchen- und Religionsrecht. Bd. 4 (Paderborn 2021) 216-217; Winfried Schulz, Art. Heiligsprechung, in: LThK³ 4 (1995) 1328-1331.

[23] Vgl. u.a. Helmut Moll, Katholische deutsche Blutzeugen im Nationalsozialismus, in: Theologie der Gegenwart 60 (1/2017) 19; ders, Zeugen für Christus. Bd. I, XL (vgl. Anm. 1); Andreas Robben, Märtyrer. Theologie des Martyriums bei Erik Peterson (Würzburg 2007) 215-216.

- die Tatsache des gewaltsamen Todes (martyrium materialiter),
- das Motiv des Glaubens- und Kirchenhasses bei den Verfolgern (martyrium formaliter ex parte tyranni) und
- die bewusste innere Annahme des Willens Gottes trotz Lebensbedrohung (martyrium formaliter ex parte victimae).[24]

Die Überwindung der natürlichen Gottesfurcht bei den Martyrern führt vor das dritte Kriterium der Definition. In ihnen wird der Hörer Zeuge der „bewussten inneren Annahme des Willens Gottes trotz Lebensbedrohung". Die Annahme des Willens Gottes trotz Lebensbedrohung geht mit der Überwindung der natürlichen Todesfurcht einher. Die Martyrer sehen dem Tod entgegen als dem Übergang in das neue Leben, in die Gemeinschaft mit Christus. Die Gedichte, Gebete und Briefe kennen in aller Regel keine Angst und Furcht. Der Tod verbreitet keinen Schrecken, er hat seine Macht verloren, die menschliche Seele einzuschüchtern und zu verwirren.

Der jüdische Wiener Neurologe und Psychiater Viktor E. Frankl (1905-1997), bekannt durch seine Logotherapie und Existenzanalyse, der mehrere Konzentrationslager am eigenen Leib erfahren hat, betont in diesem Zusammenhang den Sinn des Leids. Er schreibt: „Sofern nun das konkrete Schicksal dem Menschen ein Leid auferlegt, wird er auch in diesem Leid eine Aufgabe und ebenfalls eine ganz einmalige Aufgabe sehen müssen. Der Mensch muss sich auch dem Leid gegenüber zu dem Bewusstsein durchringen, dass er mit diesem leidvollen Schicksal sozusagen im ganzen Kosmos einmalig und einzigartig dasteht. Niemand kann es ihm abnehmen, niemand kann an seiner Stelle dieses Leid durchtragen. (…) Für uns im Konzentrationslager war dies alles nichts weniger als lebensfremde Spekulation. Für uns waren solche Gedanken das einzige, was uns noch helfen konnte! Denn diese Gedanken waren es, die uns auch dann nicht verzweifeln ließen, wenn wir keine Chance

---

24 Helmut Moll (Hrsg.), Zeugen für Christus. Bd. I, XL (vgl. Anm. 1).

mehr sahen, mit dem Leben davonzukommen. (…) Uns ging es um den Sinn des Lebens als jener Totalität, die auch noch den Tod mit einbegreift und so nicht nur den Sinn von ‚Leben' gewährleistet, sondern auch den Sinn von Leiden und Sterben: um diesen Sinn haben wir gerungen!"[25]

IV. Ausgewählte Zeugnisse von Blut- und Glaubenszeugen/innen aus dem deutschen Martyrologium des 20. Jahrhunderts

1 Pfarrer August Froehlich (1891-1942)[26]

Der Pfarrer von Rathenow, August Froehlich, war am 20. März 1941 in das Potsdamer Gefängnis eingeliefert worden. Man hielt ihn ohne Anklage fest. Nach vier Monaten, am 28. Juli 1941, erging die Anweisung, den Gefangenen in das KZ Buchenwald zu überführen. Pfarrer Froehlich wusste, dass er seinem Tod entgegenfuhr. Es gelang ihm, einen Abschiedsbrief in seinem Brevier zu verstecken. Das Brevier selber durfte er nicht in das Konzentrationslager mitnehmen. Die Soldaten händigten nach dem Abtransport seine persönlichen Dinge mit dem Gebetbuch der Familie aus. Seine Angehörigen entdeckten den Brief zwischen den Seiten des Breviers. Pfarrer Froehlich schrieb:

„Nun habt Mut und Gottvertrauen. Ich habe es auch. Ich bin nicht mehr traurig. Der liebe Gott ist mir gut, ich will es Ihm gegenüber auch sein. Betet für mich. Tröstet meine Schwester. Sagt ihr, ich schaue mutig in die Zukunft, hoffe auf ein Wiedersehen. Lebt wohl. Morgen früh komme ich weg. KZ. Ich vertraue auf Gott. Vertraut auch, seid nicht klein. Gott weiß, was Er will. Ich komme wieder. Grüßt mir meine Schwester und alle anderen.

---

25 Viktor E. Frankl, … trotzdem Ja zum Leben sagen. Ein Psychologe erlebt das Konzentrationslager (München, Neuausgabe 2009) 118-119.

26 Gerhard Lange, Art. Pfarrer August Froehlich, in: Helmut Moll (Hrsg.), Zeugen für Christus, Bd. I, 119-122 (vgl. Anm. 1).

Viel herzliche Grüße. Gelobt sei Jesus Christus in alle Ewigkeit. Amen. Wir wollen alles dem lieben Gott überlassen. Kopf hoch. Auf Wiedersehn.“[27]

2 Ärztin Dr. Dr. Lisamaria Meirowsky (1904-1942)[28]

In der Stadt Graudenz im Jahre 1904 geboren, begann Lisamaria Meirowsky im Jahre 1923 ihr Studium der Medizin, zunächst in Bonn, dann in München. In Köln, wo sie mit ihren Eltern lebte, bereitete sie sich auf die Konversion zur katholischen Kirche vor, die sie im Schicksalsjahr 1933 vollzog. Im Rahmen der Judenverfolgung im Deutschen Reich zog sie in die Niederlande. Nach ihrer Verhaftung schrieb sie ihrem Beichtvater am 6. August 1942: Ich will ihnen sagen, „dass ich voll Vertrauen und ganz ergeben in Gottes heiligen Willen bin. Mehr noch: ich betrachte es als eine Gnade und Auserwählung, unter diesen Umständen weg zu müssen und so einzustehen für das Wort unserer Väter und Hirten in Christus“.[29]

3 Seliger Dompropst Bernhard Lichtenberg (1875-1943)[30]

Der selige Berliner Dompropst Bernhard Lichtenberg wurde wegen seiner öffentlichen Gebete für KZ-Gefangene und Juden angezeigt und am 23. Oktober 1941 verhaftet. Nach 14 Monaten Gefängnishaft schreibt er in einem Brief aus Berlin-Tegel am 17. Januar 1943:

---

27 Pfarrer A. Froehlich, Abschiedsworte in seinem Brevier, Potsdam 1941, zitiert nach: A. Froehlich (Hrsg.), Pfarrer August Froehlich. Vom Widerstand gegen NS-Willkür zum Märtyrer (Nordhausen 2009) 45.

28 Elisabeth Prégardier, Art. Dr. Dr. Lisamaria Meirowsky, in: Helmut Moll (Hrsg.), Zeugen für Christus. Bd. I, 385-388 (vgl. Anm. 1).

29 Zitiert nach: Anne Mohr – Elisabeth Prégardier (Hrsg.), Passion im August (2.-9. August 1942. Edith Stein und Gefährtinnen: Weg in Tod und Auferstehung (Annweiler ²1998) 206.

30 Ursula Pruß, Art. Seliger Dompropst Bernhard Lichtenberg, in: Helmut Moll (Hrsg.), Zeugen für Christus. Bd. I, 132-138 (vgl. Anm. 1).

„Ich will nichts anderes haben,
als was mein Heiland will.
Drum hält der Strafgefangene
bis an das Ende still.
Und was der Heiland will,
das steht schon lange fest:
Apokalypse Zwei
vom Vers 10 den Rest.“[31]

In Vers 10 aus dem zweiten Kapitel der Offenbarung des Johannes heißt es im ersten Teil: „Du hast mein Gebot bewahrt, standhaft zu bleiben“ – und der zweite Teil, den Lichtenberg hervorhebt: „daher werde auch ich dich bewahren vor der Stunde der Versuchung, die über die ganze Erde kommen soll, um die Bewohner der Erde auf die Probe zu stellen“ (Offb 2,10).

4 Seliger Vikar Hermann Lange (1912-1943)[32]

Bekannt ist Vikar Hermann Lange aus Leer in Ostfriesland. Er gehört mit seinen priesterlichen Mitbrüdern Johannes Prassek (1911-1943), Eduard Müller (1911-1943) und dem evangelischen Geistlichen Karl Friedrich Stellbrink (1894-1943) zu den Martyrern des Lübecker Christenprozesses. Im Jahr 2011 erfolgte die Seligsprechung der katholischen Geistlichen. In seinem Abschiedsbrief an die Familie schrieb der selige Hermann Lange im Jahr 1943:
„Liebe Eltern, lieber Paul!
Wenn Ihr diesen Brief in Händen haltet, weile ich nicht mehr unter den Lebenden! Das, was nun seit vielen Monaten unsere Gedanken immer wieder beschäftigte und nicht mehr loslassen

---

31 Bernhard Lichtenberg, Brief aus Tegel am 17.1.1943, in: Helmut Gollwitzer, Käthe Kuhn, Berthold Schneider (Hrsg.), Du hast mich heimgesucht bei Nacht. Abschiedsbriefe und Aufzeichnungen des Widerstandes 1933-1945 (München ^{3}1962)

32 Martin Thoemmes, Art. Die Martyrer des Lübecker Christenprozesses, in: Helmut Moll (Hrsg.), Zeugen für Christus. Bd. I, 319-327 (vgl. Anm. 1).

wollte, wird nun eintreten. (…) Und 2. heute kommt die größte Stunde meines Lebens! Alles was ich bis jetzt getan, erstrebt und gewirkt habe, es war letztlich doch hinbezogen auf jenes eine Ziel, dessen Band heute durchrissen wird. ‚Was kein Auge gesehen, was kein Ohr gehört hat und was in keines Menschen Herz gedrungen ist, hat Gott denen bereitet, die ihn lieben' (1 Kor 2,9). Jetzt wird für mich der Glaube übergehen in Schauen, die Hoffnung in Besitz und für immer werde ich Anteil haben an Dem, Der die Liebe ist! Da sollte ich nicht voller Spannung sein? Wie mag das allein sein? Das, worüber ich bisher predigen durfte, darf ich dann schauen! Da gibt es keine Geheimnisse und quälenden Rätsel mehr. Da darf ich mich hinkuschen zu Füßen derer, die mir hier auf Erden Mutter und Führerin war. (…) Heute ist die Heimkehr in's Vaterhaus, und da sollte ich nicht froh und voller Spannung sein? (…).
Ich habe von Anfang an alles in Gottes Hand gelegt. Wenn Er nun dieses Ende von mir fordert – gut, es geschehe sein Wille.

Ganz der Wille Gottes!
Wenn der Tag sich neigt,
wenn des Lebens Sonne
nur noch mattes Glänzen zeigt,
wenn sie tiefer sinkend,
nah' dem Untergehn,
ganz der Wille Gottes
soll auch dann geschehn!

Ganz der Wille Gottes!
Ob nach kurzem Pfad,
ob nach langem Wandern diese Stunde naht,
Freunde oder Feinde
mich dann sterben sehen,
ganz der Wille Gottes
soll auch da geschehen.

Auf Wiedersehen oben beim Vater des Lichts
Eurer glücklicher Hermann".[33]

5 Hausfrau Maria Kreulich (1889-1944)[34]

Wenig bekannt ist dagegen das Ehepaar Bernhard (1890-1944) und Maria Kreulich. Sie lebten in Essen-Kray. Man darf das Ehepaar im guten Sinne als sog. „kleine Leute" bezeichnen, die in bewundernswerter Treue zu dem ihnen anvertrauten Glauben und dem Leben in der Katholischen Arbeitnehmer Bewegung in ihrer Kirchengemeinde standen. In ihrem Alltag wurden keine Tagebücher geschrieben oder Dokumente erfasst. Umso bemerkenswerter die Klarheit und Schönheit eines Gebetes in Reimen, das Maria Kreulich in der Haft verfasste und ihrer Schwester zukommen lassen konnte:

„Dein Wille geschehe, so sprach ich gern
als Not und Sorge und Trübsal fern.
Dann kamen Stunden, so bang und schwer,
da wollte es kaum über die Lippen, o Herr.
Wenn das Herze blutet und die Seele weint,
wenn der helle Tag uns wie Nacht erscheint,
dann, dann ist es so unsagbar schwer
zu sprechen: Dein Wille geschehe, o Herr.
Dann möchte ich rufen: Herr, muss es denn sein?
Nur das nicht, nur das nicht, o Vater mein!
Und das Herze sträubt sich, den Weg zu gehen
es kann den Allmächtigen nicht verstehen.
Und es ruft wohl in all dem Schmerz und der Pein:
Mein Gott, mein Gott, soll das Liebe sein?
Und wieder, o Vater, vergib
Mein Zweifeln, du hast mich doch lieb!

---

33 Peter Voswinckel, Nach 61 Jahren komplett. Abschiedsbriefe der Vier Lübecker Märtyrer im historischen Kontext, in: Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 85 (2005) 279–330.

34 Baldur Hermans, Art. Bernhard Kreulich und Maria Kreulich, in: Helmut Moll (Hrsg.), Zeugen für Christus. Bd. I, 231-235 (vgl. Anm. 1).

Verzehrt sich mein Herz auch in Weh und in Pein,
muss dennoch Dein Weg der rechte sein.
Dein Wille geschieht zwar, wenn ich auch nicht will,
doch macht dieses Wissen das Herz mir nicht still.
Herr, lehr du mich rufen aus Herzensgrund,
dass ich spreche mit dem Herzen, nicht mit dem Mund.
Dein Wille geschehe, nicht wie ich will,
nur so wird es in mir allmählich still.
Herr, wende mein Herz ganz ab von der Welt
Und führe Du mich, wie Dir es gefällt.
Sind rau auch die Wege und dornenvoll,
ich weiß, Du führest mich dennoch wohl.
Dies soll meine tägliche Bitte sein,
dass ich nicht mehr begehre als Dich, Herr, allein.
Dein Wille geschehe, wenn die Sonne lacht,
dein Wille geschehe in Trübsalnacht,
dein Wille geschehe, jetzt und ewiglich.
So nimm mein Herz, meine Hände und führe mich!
Wenn ich auch das Ziel deiner Wege nicht sehe,
du führst mich doch wohl, Herr, Dein Wille geschehe".[35]

6 Reichsarchivrat Dr. Karl Heinrich Schäfer (1871-1945)[36]

Zeitlebens stand der Reichsarchivrat in Potsdam, Dr. Karl Heinrich Schäfer, den Nationalsozialisten ablehnend gegenüber. Die Gestapo suchte nach einem Grund, sich dieses in ihren Augen unliebsamen Zeitgenossen zu entledigen. Anlass seiner Verhaftung bot schließlich das Abhören englischer Radiosender. Eine Hausangestellte hatte Schäfer denunziert. Auch

---

35 Maria Kreulich, Das letzte Gebet, zitiert nach B. Hermans, Bernhard und Maria Kreulich, in: Bistum Essen (Hrsg.), Glaubenszeugen aus dem Ruhrgebiet. „Ihr werdet meine Zeugen sein" (Apg 1,8) (Bochum o.J. [1987]) 92.

36 Ursula Pruß, Art. Dr. Karl Heinrich Schäfer, in: Helmut Moll (Hrsg.), Zeugen für Christus. Bd. I, 175-178 (vgl. Anm. 1); Helmut Moll, Mit Potsdam verbundene Glaubenszeugen der NS-Zeit. Ein sicherer Kompass für Gegenwart und Zukunft (Potsdam 2018) 11-32.

seine Ehefrau wurde inhaftiert. Im Gefängnis in Potsdam verfasste Schäfer ein Gedicht, das in einem Brief seine Familie erreichte. Seine einzige Tochter Renate hat meinem Archiv eine Abschrift davon hinterlassen:

„Durch des Lebens düstre Tage leuchtet Gottes Liebesstrahl.
Er hört gnädig unsere Klage, macht erträglich jede Qual.
Er verscheucht die dunkle Nacht von Verzweiflung in der Not,
und geschützt durch Gottes Macht fürcht' ich Unheil nicht noch Tod.
Leihe weiterhin Dein Licht in des Daseins trübe Stunden.
Dass ich bei der Prüfung nicht werd' vom Bösen überwunden.
Stärk uns durch des Glaubens Kraft, leit' uns durch der Hoffnung Stern.
Lass uns durch der Liebe Macht alles opfern für den Herrn.
Höre gnädig auf mein Flehen für mein liebes Tochterherz.
Lass sie Deine Güte sehen, halt fern ihr bitt'ren Schmerz.
Dass ich endlich wieder find,
selig bei Dir dies mein Kind.
Segne auch die Leidenszeit meiner angetrauten Frau,
dass zur Vollkommenheit sie sich fester Dir erbau.
Lass am Abend unseres Lebens Deine Gnadensonne scheinen,
deine Lieb in aller Not und im Tode uns vereinen“.[37]

7 Seliger Nikolaus Groß (1898-1945)[38]

Kein Unbekannter ist der selige Nikolaus Groß. Der Hauptschriftleiter der Westdeutschen Arbeiterzeitung richtete in der

---

37 Zitiert nach einem Hinweis von Renate Schäfer in einer Sammlung von "Gedichten aus der Gefangenschaft", datiert vom 2. Februar 1952. Es handelt sich um eine Zusammenstellung von Abschriften von aus dem Gefängnis geschmuggelten Gedichten und Notizen ihres Vaters. Die Seiten sind nicht paginiert. Die Mappe existiert in mehreren Exemplaren u.a. im Nachlass von Dr. Karl Heinrich Schäfer im Pfarrarchiv der katholischen Pfarrgemeinde St. Peter und Paul, Potsdam, Findbuch Mappe 34, Nr. 1244. Ein Exemplar befindet sich im Archiv Prälat Moll, Köln.

38 Vera Bücker, Art. Seliger Nikolaus Groß, in: Helmut Moll (Hrsg.), Zeugen für Christus. Bd. I, 209-213 (vgl. Anm. 1).

Haft am Fest der hl. Agnes, am 21. Januar des Jahres 1945, zwei Tage vor seiner Hinrichtung, folgenden Brief an seine Ehefrau und seine sieben Kinder:

„Herzallerliebste Mutter, ihr lieben und guten Kinder!
Es ist St. Agnestag, an dem ich diesen Brief schreibe, der, wenn er in Eure Hände kommt, zusammen mit einem anderen Brief, den ich im November schrieb, Euch künden wird, dass der Herr mich gerufen hat. Vor mir stehen Eure Bilder, und ich schaue jedem in das vertraute Angesicht. Wie viel hatte ich noch für Euch tun wollen – der Herr hat es anders gefügt. Der Name des Herrn sei gepriesen. Sein Wille soll an uns geschehen. Fürchtet nicht, dass angesichts des Todes großer Sturm und Unruhe in mir sei. Ich habe täglich immer wieder um die Kraft und Gnade gebeten, dass der Herr mich und Euch stark mache, alles geduldig und ergeben auf uns zu nehmen, was er für uns bestimmt oder zugelassen hat. Und ich spüre, wie es durch das Gebet in mir still und friedlich geworden ist. (…)

Manchmal habe ich mir in den langen Monaten meiner Haft Gedanken darüber gemacht, was wohl einmal aus Euch werden möge, wenn ich nicht mehr bei Euch sein könnte. Längst habe ich eingesehen, dass Euer Schicksal gar nicht von mir abhängt. Wenn Gott es so will, dass ich nicht mehr bei Euch sein soll, dann hat er auch für Euch eine Hilfe bereit, die ohne mich wirkt. Gott verlässt keinen, der Ihm treu ist, und er wird auch Euch nicht verlassen, wenn Ihr Euch an ihn haltet.“[39]

V. Die Botschaft der Martyrer des 20. Jahrhunderts für unsere Zeit

Die katholische Kirche stellt in der Zeit des Nationalsozialismus ein äußerst komplexes und vielschichtiges Themenfeld

---

[39] Vera Bücker, Nikolaus Groß. Politischer Journalist und Katholik im Widerstand des Kölner Kreises. Mit einem Essay über die Gefängnisbriefe von Alexander Groß (Münster 2003).

dar. Von Vorurteilen bestimmte und oberflächliche Beurteilungen helfen niemandem weiter. Sie erschweren eher den wertvollen Prozess der Aufarbeitung dieses Kapitels der deutschen Geschichte.

Oftmals aber stellt sich auch eine tiefgründige Nachdenklichkeit ein, bei der sich die Frage stellt, wie wir unter den damaligen Umständen gehandelt hätten. Es stellen sich Fragen wie: Hätte ich den Mut gehabt, die Hirtenbriefe des seligen „Löwen von Münster“ Clemens August Graf von Galens (1878 -1946) abzuschreiben und weiterzugeben? Hätte ich einem jüdischen Nachbarn oder Klassenkamerad meines Kindes Unterschlupf gewährt? Hätte ich den Hitlergruß gegeben? Hätte ich mich als Pfarrer geweigert, Hakenkreuzfahnen an den Fahnenmasten vor der Kirche zu hissen? Hätte ich als Vater oder Mutter meine Kinder zu den Versammlungen der Hitlerjugend oder des Bundes deutscher Mädel gehen lassen oder hätte ich es ihnen verboten? Hätte ich als Geschäftsinhaber den Hinweis „Juden unerwünscht“ im Schaufenster angebracht? Hätte ich englische Sender im Radio gehört, um sachlich informiert zu sein? Wäre ich weiter zur Fronleichnamsprozession der Gemeinde gegangen, obwohl man wusste, dass die Namen der Teilnehmer von der Gestapo notiert würden? Hätte ich …

Fragen, auf die es keine vorschnellen Antworten gibt. Es sind aber auch Fragen, die sich nicht nur den Martyrern des 20. Jahrhunderts stellten, sondern auch dem gegenwärtigen Menschen in dem heutigen Umfeld. Gerade in den letzten Monaten zeigten sich in unserem alltäglichen gesellschaftlichen Leben fremdenfeindliche und hasserfüllte Tendenzen, die zur Stellungnahme herausfordern in Wort und Tat. Und mehr denn je hat unsere Gesellschaft Menschen nötig, die frei ihren Glauben bekennen.

In dieser Herausforderung machen die Martyrer Mut und verdienen es, als Vorbilder herausgestellt zu werden. Im Vertrauen auf den Heiligen Geist und gestärkt durch ein Leben mit und in der Kirche fanden die Martyrer in der geistigen national-

sozialistischen Verwirrung eine klare Antwort. Sie wurden nicht zu Opfern des Zeitgeistes, sie hängten ihr Mäntelchen nicht nach dem Wind. Sie hielten an der Wahrheit über den Menschen und an ihrem Glauben fest. Wenn die Martyrer es zu ihrer Zeit vermochten, drängen sie uns heutige Menschen aller Oberflächlichkeit und Gottvergessenheit entgegenzutreten.

In der Begegnung mit Christus findet sich der Mensch in seiner ganzen Fülle. Das Zweite Vatikanische Konzil hatte formuliert: „Tatsächlich klärt sich nur im Geheimnis des fleischgewordenen Wortes das Geheimnis des Menschen wahrhaft auf" (GS 22). In Christus erkennt der einzelne Mensch seinen Wert und seine Würde. Der Katechismus der Katholischen Kirche formuliert es so: „Weil er (der Mensch) nach dem Bilde Gottes geschaffen ist, hat der Mensch die Würde, Person zu sein; er ist nicht bloß etwas, sondern jemand. Er ist imstande, sich zu erkennen, über sich Herr zu sein, sich in Freiheit hinzugeben und in Gemeinschaft mit anderen Menschen zu treten, und er sieht sich aus Gnade zu einem Bund mit seinem Schöpfer berufen, um diesem eine Antwort des Glaubens und der Liebe zu geben, die niemand anderer an seiner Stelle geben kann."[40] So steht der Mensch in seiner vollen Würde und der Begründung seiner Einmaligkeit vor unseren Augen.

Vielleicht liegt auch hier ein weiterer Grund, warum Papst Johannes Paul II. das Vermächtnis der Martyrer so sehr am Herzen lag. Johannes Paul II. wusste um die Treue zum Glauben, die die Martyrer mit dem Opfer ihres Lebens gaben. Der Papst wusste aber auch darum, dass der Mensch Christus begegnen muss, um sich selbst zu verstehen und seine Würde zu erkennen. Sein berühmtes „Reißt die Tore weit auf für Christus! Habt keine Angst Christus einzulassen!" aus der ersten Predigt nach der Übernahme des Petrusamtes findet hier seine

---

40 Katechismus der Katholischen Kirche (München u. a. 1993) Nr. 357, 122.

Begründung.[41] In seiner ersten Enzyklika führte der neue Pontifex dieses Thema weiter aus. „Der Mensch, der sich selbst bis in die Tiefe verstehen will – nicht nur nach unmittelbar zugänglichen, partiellen, oft oberflächlichen und sogar nur scheinbaren Kriterien und Maßstäben des eigenen Seins –, muss sich mit seiner Unruhe, Unsicherheit und auch mit seiner Schwäche und Sündigkeit, mit seinem Leben und Tode Christus nahen. Er muss sozusagen mit seinem ganzen Selbst in ihn eintreten, muss sich die ganze Wirklichkeit der Menschwerdung und der Erlösung ‚aneignen' und assimilieren, um sich selbst zu finden."[42]

Papst Johannes Paul II. widmete den Fragen der Wahrheit und der untrennbaren Verbindung von Wahrheit und Freiheit im Jahre 1993 die Enzyklika „Veritatis splendor". In einem eigenen Kapitel kommt er auf das Zeugnis der Martyrer zu sprechen. Die Martyrer stehen in der Bereitschaft, für Christus zu sterben, für die Unverfügbarkeit der sittlichen und moralischen Ordnung, die Gott der Welt eingegeben hat. „Durch ihr hervorragendes Zeugnis für das Gute sind sie ein lebendiger Vorwurf für all jene, die das Gesetz überschreiten (Weish 2,12), und lassen in ständiger Aktualität die Worte des Propheten neu erklingen: ‚Weh euch, die ihr das Böse gut und das Gute böse nennt, die ihr die Finsternis zum Licht und das Licht zur Finsternis macht, die ihr das Bittere süß macht das Süße bitter' (Jes 5,20)."[43]

---

41 Papst Johannes Paul II., Ansprache am Beginn des Pontifikates im Vatikan am 22. Oktober 1978, nach: http://w2.vatican.va/content/john-paul-ii/de/homilies/1978/documents/hf_jp-ii_hom_19781022_inizio-pontificato.html, aufgerufen am 25. Februar 2020.

42 Papst Johannes Paul II., Enzyklika *Redemptor Hominis*. Nr. 10 in: Deutsche Bischofskonferenz (Hrsg.), Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls. Nr. 6 (Bonn 1979) 18.

43 Papst Johannes Paul II, Enzyklika *Veritatis Splendor*. Nr. 93 in: Deutsche Bischofskonferenz (Hrsg.), Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls. Nr. 111 (Bonn o.J.) 91.

Die um sich greifende Gottlosigkeit, die in unserer Gesellschaft immer weiteren Raum einnimmt, lässt den Menschen sich selber zum Rätsel werden. Die Martyrer leisten in ihrer „Durchsichtigkeit“ auf Christus den Dienst, sich in seiner Würde und Fülle neu zu finden. Dieses Erbe gilt es aufzunehmen und zu pflegen.

Maria, Mutter unseres Glaubens, unserer Hoffnung und unserer Liebe

Hermann Geißler FSO

Einleitung

„*O Maria, Ursache unserer Freude, Mutter unseres Glaubens, erhalte uns auf deinen Wegen verfügbar und treu, wie du es bist, im Einssein mit unserem König. O Maria, Ursache unserer Freude, Mutter unserer Hoffnung, du gabst dich hin um unserer Erlösung willen, die alles andere überragt, was in dieser vergänglichen Welt bedeutsam ist. O Maria, Ursache unserer Freude, Mutter der schönen Liebe, zeige dich liebenswert in unseren Tagen und eile voll Barmherzigkeit all jenen entgegen, die wahre Umkehr suchen.*“[1]

In diesem schönen Gebet von Mutter Julia Verhaeghe, der Gründerin der geistlichen Familie „Das Werk“, wird die heilige Jungfrau Maria als Ursache unserer Freude angerufen. Und es

---

1 Archiv des Klosters Thalbach, Bregenz, *Schriften von Mutter Julia*. Mutter Julia Verhaeghe (1910-1997) ist die Gründerin der geistlichen Familie „Das Werk“. Zwei Bände informieren über ihr Leben und Wirken: Die geistliche Familie „Das Werk“ (Hg.), *Sie liebte die Kirche. Mutter Julia Verhaeghe und die Anfänge der geistlichen Familie ‚Das Werk‘*“, Eigenverlag, Bregenz 2005 (erhältlich im fe-Verlag); H. Geissler, *Sie diente der Kirche. Mutter Julia und die Entfaltung der geistlichen Familie ‚Das Werk‘*“, fe-Verlag, Kisslegg 2020.

wird gesagt, weshalb die Gottesmutter Ursache unserer Freude ist: Einmal gewiss deshalb, weil sie jetzt schon mit Leib und Seele in den Himmel aufgenommen ist, bei Gott für uns Fürsprache einlegt und deshalb unsere große Helferin, Trösterin und Mittlerin ist. Sie ist aber auch Ursache unserer Freude, weil sie uns in einzigartiger Weise zeigt, wie wir hier und heute gottverbunden leben können: im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe. Auf diesen „drei Pfeilern" ruht unser ganzes christliches Leben. Wenn unser Christsein auf das Fundament dieser „drei Pfeiler" gebaut ist, wird es Bestand haben, auch wenn das Schiff Petri heute gegen hohe Wellen und Wogen anzukämpfen hat.

Das Leben der Jungfrau Maria war nicht einfach. Sie kannte Prüfungen, Sorgen und Leiden. Aber sie harrte aus im Glauben, in der Hoffnung und in der Liebe. Die „drei Pfeiler" waren für sie das Fundament ihrer einzigartigen Sendung im Heilsplan Gottes. Obwohl sie etwa dreißig Jahre lang mit dem Sohn Gottes unter einem Dach leben durfte, musste auch sie glauben, hoffen und lieben. Gerade darin ist sie den Pilgerweg gegangen, den auch wir zu gehen haben. Deshalb ist sie uns als Vorbild, als Schwester und als Mutter allezeit nahe.

1 Maria, Mutter unseres Glaubens

Die Heilige Schrift stellt uns Maria vor allem als Glaubende vor Augen. „*Selig, die geglaubt hat!*" (Lk 1,45), sagt Elisabet zu Maria. Dies ist die erste Seligpreisung des Neuen Testaments. Die Evangelisten zeigen uns die Größe der Mutter Jesu nicht in außergewöhnlichen Erleuchtungen, sondern in ihrem tiefen Glauben, der denselben Prüfungen und demselben Gesetz des Wachsens und Reifens unterworfen war, wie dies bei uns der Fall ist. In diesem Sinn konnte Mutter Julia schreiben: „*Marias Leben ist gekennzeichnet durch einen demütigen und einfachen Glauben, der es jedem Menschenkind ermöglicht,*

sich ihr zu nähern.“[2] Der einfache und demütige Glaube verbindet uns mit der Gottesmutter Maria.

„*Während ihres ganzen Lebens“,* so lesen wir im *Katechismus der Katholischen Kirche*, *„wankte ihr Glaube nicht. Maria gab ihren Glauben, dass das Wort Gottes in Erfüllung gehen wird, nie auf. Darum verehrt die Kirche in Maria die lauterste Glaubensgestalt.*“[3] Wie für uns alle war auch für Maria der Glaube „*eine persönliche Bindung ... an den sich offenbarenden Gott*“[4]. Wenn wir fragen, wie sich diese persönliche Bindung, dieses persönliche Ja gegenüber Gott bei Maria konkret gezeigt hat, können wir drei verschiedene Ebenen unterscheiden: ihr Ja zur Offenbarung Gottes, ihr Ja zum Glauben des Volkes Gottes und ihr Ja zum Handeln aus dem Glauben.

1.1 Marias Ja zur Offenbarung Gottes

Lukas zeigt uns Maria vor allem als Hörende. Maria hört auf Gott, der ihr bei der Verkündigung seinen wunderbaren Heilsratschluss offenbart. Sie vernimmt die großen Worte des Engels, die ihr teilweise aus den alttestamentlichen Weissagungen über den kommenden Messias vertraut sein mögen. Maria hört und gibt ihre uneingeschränkte Zustimmung: „*Ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe, wie du es gesagt hast*“ (Lk 1,38). Sie glaubt, dass Gott in ihrem Schoß seine Verheißungen erfüllen wird, dass ihr Sohn der Messias sein wird, der Sohn des Höchsten, der Herrscher in Ewigkeit.

Nach der Geburt Jesu in Betlehem hört Maria die Worte der Hirten, die allen erzählen, was der Engel ihnen über das Kind in der Krippe gesagt hatte: „*Ich verkünde euch eine große Freude, die dem ganzen Volk zuteilwerden soll: Heute ist euch in der Stadt Davids der Retter geboren; er ist der Messias, der Herr*“ (Lk 2,10-11).

---

2 Ebd.

3 *Katechismus der Katholischen Kirche*, Nr. 149.

4 Ebd., Nr. 176.

Bei der Darstellung im Tempel hört Maria die Worte des Propheten Simeon, der die Weissagungen vom Gottesknecht auf ihren Sohn anwendet: „*Meine Augen haben das Heil gesehen, das du vor allen Völkern bereitet hast, ein Licht, das die Heiden erleuchtet, und Herrlichkeit für dein Volk Israel*“ (Lk 2,30-32). „*Dieser ist dazu bestimmt, dass in Israel viele durch ihn zu Fall kommen und viele aufgerichtet werden, und er wird ein Zeichen sein, dem widersprochen wird*“ (Lk 2,34).
Nach der dreitägigen Suche des Zwölfjährigen hören Maria und Josef die Worte aus dem Mund Jesu: „*Warum habt ihr mich gesucht? Wusstet ihr nicht, dass ich in dem sein muss, was meinem Vater gehört?*“ (Lk 2,49).

Während seiner öffentlichen Tätigkeit hört Maria die Predigt Jesu, hört sie auch Worte, die ihr deutlich machen, dass die Sendung Jesu zur Gründung der neuen Familie Gottes über die Banden der leiblichen Mutterschaft hinausgeht. Als sie ihn einmal mit den Verwandten sucht, sagt er: „*Wer ist meine Mutter, und wer sind meine Brüder? ... Das hier sind meine Mutter und meine Brüder. Wer den Willen Gottes erfüllt, der ist für mich Bruder und Schwester und Mutter*“ (Mk 3,33-35).

Und unter dem Kreuz hört sie, die an der Seite des Apostels Johannes steht, die Worte des sterbenden Jesus: „*Frau, siehe, dein Sohn!*“, und Johannes: „*Siehe, deine Mutter!*“ (Joh 19,26-27).

Zu diesen und anderen Offenbarungen gab Maria ihr bereitwilliges Ja. Auch sie musste an Jesus, an sein Wort, an seine Sendung, an seinen Tod und an seine Auferstehung glauben. Nie ließ sie Zweifel aufkommen, nie verschloss sie sich gegenüber dem Wort Gottes, nie verweigerte sie ihre Zustimmung.

Von Maria können wir die Haltung des Hörens lernen, die dann zum Horchen und zum Gehorchen wird. Von Maria können wir lernen, auch in den gegenwärtigen Herausforderungen nicht zu verzagen, sondern auf Gottes Wort zu bauen. Von Maria können wir lernen, dass der Glaube wirklich ein tragender Pfeiler ist, der unser Leben im Geheimnis des dreifaltigen Gottes und seiner Offenbarung verankert.

Das Hören, das Maria uns lehrt, gilt es in unserem Alltag zu üben. Eine grundlegende Form des Hörens ist die Betrachtung. Als gläubige Menschen haben wir den Auftrag, die Frohbotschaft weiterzugeben, „Zeigefinger“ für Jesus Christus zu sein. Dies können wir nur, wenn wir vom Wort Gottes erfüllt und ergriffen sind. Darum ist es gut, wenn wir uns Zeit nehmen für die Betrachtung, für das gläubige Hören auf das Wort Gottes. Von besonderer Bedeutung ist dabei die heilige Messe, bei der wir immer wieder mit dem Wort des Lebens genährt und durch den Leib Christi gestärkt werden. Von manchen Gläubigen werden die Lesungen der Sonntagsmesse schon am Vorabend gelesen, betrachtet und manchmal im Familienkreis besprochen. Dann kann das Wort Gottes und dessen Auslegung in der Predigt leichter auf guten Boden fallen und Frucht bringen.

1.2 Marias Ja zum Glauben des Volkes Gottes

Marias Glaube war persönliche Bindung an Gott und Zustimmung zur offenbarten Wahrheit. Zugleich war ihr Glaube ganz eingebunden in die Gemeinschaft des gläubigen Gottesvolkes. Sie war mit den messianischen Verheißungen des Alten Testaments vertraut und erfasste mehr und mehr, wie sich diese Weissagungen in Jesus erfüllten. Diese gemeinschaftliche Dimension ihres Glaubens leuchtet besonders im Magnifikat auf.

In diesem herrlichen Lobgesang sehen wir, wie Marias Beten vom Beten des Volkes Gottes durchdrungen ist. Das Magnifikat hat die Form eines Dankpsalms. Sein Inhalt ist das Anbrechen des Reiches Gottes in der Auserwählung einer demütigen Jungfrau, in der sich die großen Verheißungen erfüllen. Maria preist „*die Größe des Herrn*“ und jubelt über Gott, ihren Retter, der „*auf die Niedrigkeit seiner Magd*“ geschaut hat. Der Mächtige „*hat Großes“* an ihr getan; *„sein Name ist heilig. Er erbarmt sich von Geschlecht zu Geschlecht über alle, die ihn fürchten ... Er nimmt sich seines Knechtes Israel an und denkt an sein Erbarmen, das er unseren Vätern verheißen hat, Abraham und seinen Nachkommen auf ewig*“ (Lk 1,46-55).

Dieses Lied zeigt, dass Maria ganz im Dienst des Gottesvolkes steht. In ihr geht die Verheißung Abrahams in Erfüllung. Das Magnifikat zeigt, dass der Glaube Marias der Glaube des Gottesvolkes ist, ein schlichter Glaube, der sich ganz dem Wort Gottes unterordnet und der durch Prüfungen, durch großherziges Dienen und durch das Mitgehen mit Jesus und seiner neuen Familie vertieft wird.

In seiner wunderbaren Enzyklika *Deus caritas est* schrieb Benedikt XVI. über den Lobgesang Marias: „*Das Magnifikat – gleichsam ein Porträt ihrer Seele – ist ganz gewoben aus Fäden der Heiligen Schrift, aus den Fäden von Gottes Wort. So wird sichtbar, dass sie im Wort Gottes wirklich zu Hause ist, darin aus- und eingeht. Sie redet und denkt mit dem Wort Gottes; das Wort Gottes wird zu ihrem Wort, und ihr Wort kommt vom Wort Gottes her. So ist auch sichtbar, dass ihre Gedanken Mitdenken mit Gottes Gedanken sind, dass ihr Wollen Mitwollen mit dem Willen Gottes ist. Weil sie zuinnerst von Gottes Wort durchdrungen war, konnte sie Mutter des fleischgewordenen Wortes werden.*“[5]

Von Maria können wir lernen, dass unser Glaube gemeinschaftlicher Glaube sein muss. Denn nur in der Gemeinschaft der Kirche können wir dem lebendigen Wort Gottes begegnen. „*Niemand kann für sich allein glauben, wie auch niemand für sich allein leben kann. Niemand hat sich selbst den Glauben gegeben, wie auch niemand sich selbst das Leben gegeben hat. Der Glaubende hat den Glauben von anderen empfangen; er muss ihn anderen weitergeben.*“[6] Mit anderen Worten: Unser Glauben muss immer ein „Mit-Glauben“ mit der großen Familie Gottes sein – mit der Kirche, die alle Kontinente umspannt, die alle Jahrhunderte umgreift und die Erde mit dem Himmel verbindet. Dieses „Mit-Glauben“ mit der katholischen Kirche ist eine Garantie, dass wir richtig hören und das Wort Gottes nicht „eigenmächtig“ verdrehen (vgl. 2 Petr 1,20).

[5] Benedikt XVI., Enzyklika *Deus caritas est*, 25. Dezember 2005, Nr. 41.

[6] *Katechismus der Katholischen Kirche*, Nr. 166.

Auch bei Maria war es so: Sie fügte sich in Demut in die große Gemeinschaft des Gottesvolkes ein. So wurde ihr persönlicher Glaube groß und leuchtend. So wurde ihr Glaube zum Fundament für den Glauben des neuen Gottesvolkes, für den Glauben von uns allen. Das gilt auch für uns: Wenn unser Glaube, den wir von der Mutter Kirche empfangen haben, leuchtend ist, findet er seinen Widerhall in anderen, in Menschen, die uns anvertraut sind oder denen wir begegnen, ob sie uns bekannt oder unbekannt sind. Dann dienen wir der Gemeinschaft des Glaubens. Das Fundament für die Weitergabe der Frohbotschaft und für die Neuevangelisierung ist das persönliche Feststehen im Glauben der Kirche. Wer nicht in Einheit mit dem kirchlichen Glauben steht, ist in Gefahr, auf Abwege zu geraten und sich vergebens zu mühen. Er gleicht einem Fahrradfahrer, der vielleicht kräftig auf die Pedale tritt, aber nicht bemerkt, dass die Pedale nicht durch eine Kette mit dem Rad verbunden sind und er deshalb nicht weiterkommt. Wir müssen immer mit der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche verkettet bleiben, damit unser Zeugnis Frucht bringen kann.

1.3 Marias Ja zum Handeln aus dem Glauben

Marias Glaube war persönliche Bindung an Gott und Zustimmung zur Offenbarung in der großen Gemeinschaft des Volkes Gottes. Dieser Glaube durchdrang ihr ganzes Leben und Tun. Unaufhörlich handelte sie aus dem Glauben, setzte sie Akte des Glaubens. So und nur so konnte sie auf den Wegen Gottes bleiben, „*verfügbar und treu..., im Einssein mit unserem König*“, wie wir mit Worten von Mutter Julia am Beginn unserer Überlegungen gebetet haben.

Lukas gibt uns eine Reihe von Hinweisen, wie Maria diese Verfügbarkeit und Treue konkret verwirklicht hat. Er überliefert uns etwa, wie Maria auf die göttlichen Offenbarungen reagierte. Diese Reaktionen waren ganz natürlich und zugleich ganz übernatürlich.

Marias Verhalten zeichnete sich zuerst einmal dadurch aus, dass es ganz natürlich war. Bei der Verkündigung etwa erschrickt sie über den Gruß des Engels (vgl. Lk 1,29). Als ihr Gabriel mitteilte, dass sie den Messias empfangen werde, fragte sie nach: „*Wie soll das geschehen, da ich keinen Mann erkenne?*“ (Lk 1,34). Bei der Weissagung Simeons „*staunten*“ Maria und Josef „*über die Worte, die über Jesus gesagt wurden*“ (Lk 2,33). Als der Zwölfjährige im Tempel zu ihnen sagte, dass er in dem sein muss, was seinem Vater gehört, „*verstanden (sie) das Wort nicht, das er zu ihnen gesagt hatte*“ (Lk 2,50). Gewiss konnte Maria auch manche Aussagen Jesu während seines öffentlichen Lebens und vor allem seinen Tod am Kreuz nicht mit ihrem Verstand begreifen. Das ist die menschliche Seite ihrer Reaktionen.

Maria reagierte aber nicht rein menschlich. Sie vertraute dem Wort Gottes mehr als ihrer eigenen Erfahrung und ihrem eigenen Verstand. Deshalb handelte sie stets natürlich-übernatürlich, das heißt gläubig. Weil sie Gottes Wort glaubte, konnte sie dem Engel nach ihrem ersten Erschrecken, dem Nachdenken und der Antwort des Engels auf ihre Frage, wie das geschehen soll, das Wort sagen: „*Ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe, wie du es gesagt hast*“ (Lk 1,38). Weil sie Gottes Wort glaubte, lauschte sie auf die Worte der Hirten, die zur Krippe kamen, „*bewahrte alle diese Worte und erwog sie in ihrem Herzen*“ (Lk 2,19). Weil sie Gottes Wort glaubte, dachte sie über die ihr unverständliche Reaktion des zwölfjährigen Jesus nach und „*bewahrte all die Worte in ihrem Herzen*“ (Lk 2,51). Maria konnte im Glauben reifen, weil sie das, was sie hörte und erlebte, in ihrem Herzen erwog, weil sie darüber nachdachte, weil sie es zum Gebet machte. So lebte sie ihre vollkommene Verfügbarkeit. So konnte Gott sie formen. So wurde ihr Glaube zu gelebter Treue.

Weil Maria Gottes Wort glaubte, ging sie den Leidensweg mit Jesus bis unter das Kreuz, wo sie mit Johannes und den übrigen Frauen im Glauben ausharrte. Darüber schrieb der heilige

Papst Johannes Paul II. in seiner Marienenzyklika *Redemptoris Mater* zu Herzen gehende Worte: „*Die Seligpreisung ‚Selig, die geglaubt hat' erreicht ihre volle Bedeutung, als Maria unter dem Kreuz ihres Sohnes steht ... Sie bewahrte ihre Verbundenheit mit dem Sohn in Treue bis zum Kreuz: die Verbundenheit durch den Glauben, denselben Glauben, mit dem es ihr möglich geworden war, im Augenblick der Verkündigung die Offenbarung des Engels anzunehmen. Sie hatte damals die Worte vernommen: ‚Er wird groß sein ... Der Herr wird ihm den Thron seines Vaters David geben. Er wird über das Haus Jakob in Ewigkeit herrschen, und seine Herrschaft wird kein Ende haben' (Lk 1,32f.). Und nun, zu Füßen des Kreuzes, ist Maria, menschlich gesprochen, Zeugin einer völligen Verneinung dieser Worte. Ihr Sohn stirbt am Kreuz wie ein Ausgestoßener ... Wie groß, wie heroisch ist somit der ‚Gehorsam des Glaubens', den Maria angesichts dieser ‚unergründlichen Entscheidungen' Gottes zeigt. Wie hat sie sich ohne Vorbehalt ‚Gott überantwortet', indem sie sich demjenigen ‚mit Verstand und Willen voll unterwirft', dessen ‚Wege unerforschlich sind' (vgl. Röm 11,33)!*"[7]

In allen Reaktionen Marias leuchtet ihr lebendiger und unerschütterlicher Glaube auf. Sie ist frei von der Gespaltenheit, die bei uns manchmal dazu führt, dass wir der Versuchung zum Murren nachgeben, wie das Volk Israel in der Wüste. Gewiss: Manchmal müssen wir uns aussprechen, auch über Sorgen und Probleme, die uns bedrängen. Das Beispiel Marias kann uns aber helfen, nicht in die Haltung des bloßen Klagens und Jammerns zu fallen, das niemandem nützt.

Wenn wir in Verbundenheit mit Maria leben und sie um ihre Fürsprache bitten, werden unsere Reaktionen geläutert, lassen wir uns nicht den Blick auf den Erlöser rauben, der über allem steht und die heilige Kirche auch heute durch alle Wirren voranführt. Dann bleiben wir im Glauben treu, auch wenn wir

---

7 Johannes Paul II., Enzyklika *Redemptoris Mater*, 25. März 1987, Nr. 18.

manches nicht oder noch nicht verstehen können. „Selig sind, die nicht sehen und doch glauben“ (Joh 20,29), so sagt der auferstandene Herr. Wenn wir gläubig mit Maria beim Herrn bleiben, dürfen wir immer wieder erfahren, dass er auch heute nichts Anderes will als unser Heil und unsere wahre Freude und dass Maria deshalb wirklich die Ursache unserer Freude ist.

2 Maria, Mutter unserer Hoffnung

Die Heilige Schrift spricht nicht direkt über die Hoffnung, die Marias Herz erfüllt hat. Wenn wir aber bedenken, was Hoffnung bedeutet, können wir erkennen, dass Maria auch diese Tugend in wunderbarer Weise gelebt hat. Im Glauben erfassen wir im Dunkel unserer irdischen Pilgerschaft die Herrlichkeit Gottes und all das Große, das er seinen Kindern bereitet hat. „*Die Hoffnung ist jene göttliche Tugend, durch die wir uns nach dem Himmelreich und dem ewigen Leben als unserem Glück sehnen, indem wir auf die Verheißungen Christi vertrauen und uns nicht auf unsere Kräfte, sondern auf die Gnadenhilfe des Heiligen Geistes verlassen.*“[8] Hoffnung und Vertrauen sind zuinnerst mit dem Glauben verbunden. In dem, was wir über den Glauben Marias erwogen haben, schwang das Moment der Hoffnung immer schon mit. Versuchen wir aber doch, ein paar Ereignisse näher zu beleuchten, in denen die Hoffnung Marias aufscheint.

2.1 Marias Vertrauen

Die Hoffnung gibt unserem Leben Zuversicht. Sie zeigt sich zuerst darin, dass wir uns nach dem Himmel, nach Gott ausstrecken und unerschütterlich auf seine Gnade vertrauen. Im Magnifikat kommt zum Ausdruck, dass Maria nicht auf sich vertraut, sondern auf Gott. Der emeritierte Papst schrieb darüber: „*Magnificat anima mea Dominum, sagt sie … – Meine Seele macht den Herrn groß (Lk 1,46) – und drückt damit das ganze Programm ihres Lebens aus: nicht sich in den Mittelpunkt stel-*

[8] Katechismus der Katholischen Kirche, Nr. 1817.

len, sondern Raum schaffen für Gott ... Maria ist groß eben deshalb, weil sie nicht sich, sondern Gott groß machen will. Sie ist demütig: Sie will nichts anderes sein als Dienerin des Herrn. Sie weiß, dass sie nur dadurch zum Heil der Welt beiträgt, dass sie nicht ihr eigenes Werk vollbringen will, sondern sich dem Wirken Gottes ganz zur Verfügung stellt. Sie ist eine Hoffende: Nur weil sie den Verheißungen Gottes glaubt und auf das Heil Israels wartet, kann der Engel zu ihr kommen und sie für den entscheidenden Dienst an diesen Verheißungen berufen."[9]

Von dieser Grundhaltung Marias können wir lernen, dass es gilt, sich im Leben ganz einzusetzen und doch nicht auf eigene Kräfte zu vertrauen, sondern auf Gott und auf seine Verheißungen. Konkret zeigt sich diese Haltung vor allem im Gebet, dem lebendigen Ausdruck unserer Hoffnung. Wenn wir, wie Maria, in der Haltung des Vertrauens beten, haben wir eine starke geistliche Waffe gegen die Versuchung zu Kleinmut und Verzagtheit. Nicht wenige Menschen, auch in der Kirche, sind heute in der Gefahr, den Kopf hängen zu lassen und den Mut zu verlieren. Letztlich offenbaren diese Haltungen aber einen Mangel an Gottvertrauen. Der Verzagte hofft in der Praxis zu wenig auf Gottes Güte, auf seine Treue und auf seine Barmherzigkeit.[10]

Das Gebet ist Ausdruck unseres Vertrauens und nährt zugleich unser Vertrauen. Es hilft uns, die großen Verheißungen Gottes nicht zu vergessen. Es stärkt unsere Zuversicht, dass Gottes Macht über die scheinbare Übermacht der Sünde und des Teufels, über die oft gottlos erscheinende Welt und über die eigene Schwachheit siegen kann. Wie wichtig ist es, dass wir uns durch das Gebet und vor allem durch die Feier der heiligen Messe vom Herrn selber ermutigen lassen, von demjenigen, der uns sagt: „In der Welt seid ihr in Bedrängnis; aber habt Mut: Ich habe die Welt besiegt" (Joh 16,33).

---

9 Benedikt XVI., Enzyklika *Deus caritas est*, Nr. 41.

10 Vgl. *Katechismus der Katholischen Kirche*, Nr. 2091.

2.2 Marias Geduld

Bei der Hochzeit in Kana sehen wir einen anderen Aspekt von Marias Hoffnung. Als sie merkt, dass den Brautleuten der Wein ausgeht, wendet sie sich an Jesus und sagt zu ihm: „*Sie haben keinen Wein mehr*“ (Joh 2,3). Diese Worte spricht sie in der festen Zuversicht, dass Jesus die Not der Hochzeitsleute versteht, und zugleich in der Geduld, die es ganz ihm überlässt, was er unternimmt.

Wir Menschen im digitalen Zeitalter möchten sofort Ergebnisse sehen, und zwar entsprechend unseren Wünschen. Wir vertrauen oft zu sehr auf das eigene Tun. Wir erleben heute eine neue Blüte des „Pelagianismus“, einer Irrlehre, die letztlich aus der übersteigerten Selbstkonzentration und der Vermessenheit kommt.[11] Aufgrund dieses Zeichens der Zeit tun wir uns schwer mit dem Üben der Geduld. Wir werden unruhig, wenn es gilt, einem anderen Menschen etwas länger zuzuhören. Wir ärgern uns, wenn eine Arbeit nicht so rasch fertig wird, wie wir gemeint haben. Wir sind enttäuscht, wenn eigene Pläne durcheinandergeraten. Die Tugend der Hoffnung macht uns hingegen gelassen und geduldig – weil sie uns sagt, dass Gottes Gnade wirkt, und zwar mehr als wir selber wirken können, und dass wir einem wunderbaren Ziel entgegengehen. Hoffnung und Geduld sind deshalb keine passiven Tugenden, sondern weiten das Herz und verleihen uns inneren Schwung.[12]

2.3 Marias Ausharren

Die Hoffnung Marias zeigt sich schließlich auch in ihrem Ausharren, in ihrer treuen Mitarbeit am Werk der Erlösung.

In diesem Werk erkannte sie das, „*was alles andere überragt, was in dieser vergänglichen Welt bedeutsam ist*“, wie wir eingangs gebetet haben. Dem Herrn und seinem Heilswerk zu dienen, das war ihr innerstes Verlangen. Darin harrte sie aus –

---

11 Vgl. ebd., 2092.

12 Vgl. ebd., Nr. 1818.

auch unter dem Kreuz ihres Sohnes, auch nach seinem Tod und an seinem Grab – in ihrer unerschütterlichen Hoffnung auf die Auferstehung.

Durchhalten, ausharren, weitermachen, sich die Freude nicht rauben lassen – das kann nur die Hoffnung bewirken, der zweite Pfeiler für unser christliches Leben. Auch diese Tugend lebte Maria in beispielhafter Weise. Papst Franziskus sagte bei einer Generalaudienz über das Ausharren Marias unter dem Kreuz: „Maria nimmt das Leben so an, wie es sich uns darbietet: mit seinen glücklichen Tagen, aber auch mit seinen Tragödien, denen wir lieber nie begegnet wären. Und das geht bis hin zu Marias tiefster Nacht, als ihr Sohn ans Holz des Kreuzes genagelt ist. … Maria ‚stand' (unter dem Kreuz), sie war einfach da … Noch immer hat sie es zu tun mit einem Gott, der nur umarmt werden muss, und mit einem Leben, das an der Schwelle der tiefsten Dunkelheit angekommen ist. Maria ‚stand' in der tiefsten Dunkelheit, aber sie ‚stand'. Sie ist nicht weggegangen."[13]

Wie wichtig ist das Durchhalten: etwa in Zeiten der Trockenheit, die es bei jedem Menschen gibt; bei Müdigkeit angesichts der alltäglichen Sorgen, die uns bedrängen; im Annehmen der Herausforderungen in der Kirche, denen wir oft scheinbar machtlos gegenüberstehen; oder auch angesichts von Krankheiten, Prüfungen und Leiden, die wohl in keinem menschlichen Leben fehlen.

3 Maria, Mutter unserer Liebe

Der erste Pfeiler, der Glaube, lässt uns Ja sagen zu Gott und zu seiner Offenbarung. Der zweite Pfeiler, die Hoffnung, drängt uns, dass wir uns voll Vertrauen, Geduld und Beharrlichkeit nach Gott ausstrecken, der unsere tiefste Sehnsucht erfüllen kann. Daraus entspringt schließlich die Liebe, der dritte Pfeiler: „*Die Liebe ist jene göttliche Tugend, kraft derer wir Gott um seiner selbst willen über alles lieben und aus Liebe zu Gott un-*

---

13 Franziskus, *Ansprache bei der Generalaudienz*, 10. Mai 2017

seren Nächsten lieben wie uns selbst.“[14] Maria lebte auch diese Tugend in vollkommener Weise. Sie war und ist im Tiefsten ihrer Seele eine Liebende. Im Neuen Testament gibt es verschiedene Stellen, die uns etwas von der Glut der Liebe im Herzen Marias erahnen lassen.

3.1 Marias Ganzhingabe

„*Liebe ist ihrem Wesen nach Hingabe.*“[15] So sagte einmal Mutter Julia. Dass Maria ganz Gott hingegeben war, wird uns bereits in der Szene der Verkündigung angedeutet, wenn Maria dem Engel die Frage stellt: „*Wie soll das geschehen, da ich keinen Mann erkenne?*“ (Lk 1,34). Obwohl Maria mit Josef verlobt ist, sagt sie entschieden, dass sie keinen Mann erkennt. Ist das nicht ein Hinweis, dass sie ihr Leben Gott geweiht hat? Die Jungfräulichkeit Marias ist Ausdruck ihrer Ganzhingabe an Gott.

Von dieser liebenden Hingabe ist der Glaube Marias durchdrungen. Ihr Glaube ist „*liebevolles Vertrauen*“[16]. Die Liebe ist die größte aller Tugenden. „*Für jetzt bleiben Glaube, Hoffnung, Liebe, diese drei*“, so schreibt Paulus an die Korinther, „*doch am größten unter ihnen ist die Liebe*“ (1 Kor 13,13). Die Liebe verleiht allen anderen Tugenden, auch dem Glauben und der Hoffnung, eine besondere Kraft und Schönheit.

Mutter Julia wusste um diesen Adel der wahren Liebe. Sie schrieb über Maria: „*Dein Leben war wirklich ein Leben der Liebe. Deine erste freie Tat war eine Tat vollkommener Liebe, und hierauf folgte eine Tat der Liebe nach der anderen. So kam es zu einem fortwährenden Austausch der Liebe zwischen Gott und dir.*“[17] In der Ganzhingabe Marias gab es keinen Platz für Vorbehalte, für die „Ja, aber“, die wir Menschen manchmal vorbringen: Etwa wenn wir in unserem Herzen sagen: Ja, Herr, ich möchte dir nachfolgen, aber du musst auch verstehen, dass

---

14 *Katechismus der Katholischen Kirche*, Nr. 1822.

15 Archiv des Klosters Thalbach, Bregenz, *Schriften von Mutter Julia*.

16 Ebd.

17 Ebd.

ich momentan eine Pause einlegen muss. Ja, ich werde meine kranken Eltern besuchen, aber lass mir noch ein bisschen Zeit. Ja, ich bin bereit, in der Pfarrei einen Dienst zu übernehmen, aber eigentlich könnten das auch andere machen. Die Liebe schaut zuerst auf Gott und auf den anderen und nicht auf das eigene Ich. Sie ist Hingabe und führt gerade so zur wahren Entfaltung des eigenen Ich – gemäß dem Wort Jesu: „*Wer sein Leben retten will, wird es verlieren; wer aber sein Leben um meinetwillen und um des Evangeliums willen verliert, wird es retten*“ (Mk 8,35).

3.2 Marias persönliche Zuwendung

Die Heilige Schrift deutet an verschiedenen Stellen an, mit welcher Liebe sich Maria einzelnen Menschen zugewandt hat. Ihre mütterliche Liebe zu Jesus können wir nur erahnen, wenn Lukas in schlichten Worten sagt: „*Sie gebar ihren Sohn, den Erstgeborenen. Sie wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe, weil in der Herberge kein Platz für sie war*“ (Lk 2,7).

Noch weniger sagen uns die Evangelisten über Marias Liebe zu Josef, die jungfräulich rein und zugleich ganz innig gewesen sein muss.

Deutlicher greifbar wird Marias Liebe zu ihrer Verwandten Elisabet: Nachdem sie vom Engel gehört hat, dass Elisabet ein Kind erwartet, macht sie sich auf den Weg und „*eilt*“ in das Bergland von Judäa zu ihrer Verwandten, um ihr in den letzten Monaten der Schwangerschaft schwesterlich beizustehen (vgl. Lk 1,39ff.).

Ergreifend ist auch, mit welcher Diskretion Maria als die erste die Not der Brautleute in Kana wahrnimmt und zu Jesus trägt (vgl. Joh 2,3-5).

An diesen Stellen spüren wir etwas von der inneren Kraft und von der mütterlichen Wärme der Liebe Marias. Darüber schrieb Mutter Julia in einem Gebet: „*O Maria, all deine Kräfte standen im Dienste der Liebe. Aus ganzer Seele hast du geliebt. Das Feuer, das deine Seele ergriffen hat, war von unermessli-*

cher Kraft und von unaussprechlicher Innigkeit. Deine Liebe war ein Funke aus der unendlichen Liebe, mit der der Vater den Sohn im Heiligen Geist liebt. Der Heilige Geist war die Seele, der Atem deines Lebens, deines Leidens, deiner Liebe."[18]

In diesem Gebet kommt schön zum Ausdruck, dass die Liebe, die der Heilige Geist schenkt und die das Herz Marias ganz erfüllt, auf der einen Seite „*von unermesslicher Kraft*" ist: Liebe hat nichts zu tun mit Schwäche oder Kleinmut. Sie ist nicht vereinbar mit Lauheit, die zögert, sich dieser Liebe zu öffnen. Sie hat auch nichts gemein mit geistlicher Trägheit, die keine Freude findet an Gott und an dem Großen, das er für uns getan hat und tut.[19] Wenn wir in Gefahr sind, oberflächlich zu werden oder die Freude am Herrn zu verlieren, könnte vielleicht die Glut der Liebe in uns schwächer geworden sein. Auf der anderen Seite ist Marias Liebe auch „*von unaussprechlicher Innigkeit*": Da gibt es keine Spur von Undankbarkeit, die Gottes Liebe nicht anerkennen und erwidern möchte.[20] Ihre Liebe ist einfühlsam und zart, und sie kann auf die Freuden und Sorgen der Einzelnen eingehen. Auch für uns ist es wichtig, dass wir uns nicht mit einer bloß formalen Korrektheit begnügen, so sehr wir gute Umgangsformen achten und pflegen. Als Christen sind wir aufgerufen, einander als Kinder Gottes zu begegnen, herzlich aufeinander Rücksicht zu nehmen, einander immer wieder zu verzeihen.

3.3 Marias Opfergesinnung

Wie der Glaube und die Hoffnung erreicht auch die Liebe Marias unter dem Kreuz ihren Höhepunkt. Schweigend steht sie dort, wo ihr Herz wirklich – gemäß den prophetischen Worten des Simeon – von einem Schwert durchbohrt wird (vgl. Lk 2,35). Darüber heißt es in der dogmatischen Konstitution *Lu-*

---

18 Ebd.

19 Vgl. *Katechismus der Katholischen Kirche*, Nr. 2094.

20 Vgl. *ebd.*, Nr. 2095.

men gentium: „*Ihre Vereinigung mit dem Sohn hielt sie in Treue bis zum Kreuz, wo sie nicht ohne göttliche Absicht stand, heftig mit ihrem Eingeborenen litt und sich mit seinem Opfer in mütterlichem Geist verband, indem sie der Darbringung des Schlachtopfers, das sie geboren hatte, liebevoll zustimmte.*“[21]

Das Treubleiben unter dem Kreuz zeigt uns, zu welch starker Opfergesinnung die Liebe Marias herangereift ist. Hier, unter dem Kreuz, wird die Mutter Jesu zur Mutter der Kirche, hier wird sie zur neuen Eva, die dem neuen Adam bis zuletzt zur Seite steht und so in einzigartiger Weise am Erlösungswerk mitwirkt.[22] Auch unsere Liebe kommt dann zur Reife, wenn sie opferbereit wird: Wenn sie Lasten annehmen kann, ohne gleich darüber zu klagen; wenn sie Schwierigkeiten zu tragen vermag, ohne in Selbstmitleid zu fallen; wenn sie unvorhergesehene Aufgaben anpackt, ohne darüber zu murren. Damit wir zu einer solchen Liebe gelangen, müssen wir – wie Maria – immer wieder aus dem Brunnen der Liebe Gottes trinken, in inniger Verbundenheit mit dem eucharistischen Herrn leben und uns durch die Prüfungen des Lebens formen lassen.

Schließen wir mit einem Gebet aus der Feder von Papst Benedikt XVI.: „*Heilige Maria, Mutter Gottes, du hast der Welt das wahre Licht geschenkt, Jesus, deinen Sohn – Gottes Sohn. Du hast dich ganz dem Ruf Gottes überantwortet und bist so zum Quell der Güte geworden, die aus ihm strömt. Zeige uns Jesus. Führe uns zu ihm. Lehre uns ihn kennen und ihn lieben, damit auch wir selbst wahrhaft Liebende und Quelle lebendigen Wassers werden können inmitten einer dürstenden Welt.*“[23]

---

21 II. Vatikanisches Konzil, Dogmatische Konstitution über die Kirche *Lumen gentium*, Nr. 58.

22 Vgl. Irenäus, *Adversus haereses* III,22,4.

23 Benedikt XVI., Enzyklika *Deus caritas est*, Nr. 42.

Ort der Sehnsucht und Geborgenheit: die Kirche

Ralph Weimann

Wenn heute von Kirche die Rede ist, dann wird der Blick in der Regel auf das gerichtet, was negativ oder verbesserungswürdig an ihr ist. Ulrich Filler hat es in dem provokanten Titel zum Ausdruck gebracht: *Deine Kirche ist ja wohl das Letzte*.[1] In dieser bemerkenswerten Verteidigungsschrift der katholischen Kirche nimmt der Autor Stellung zu vielen der gängigen Vorurteile und Vorwürfe. Inzwischen hat – wenigstens in deutschen Landen – ein großer statistisch erfassbarer Kirchenexodus eingesetzt. Trotz intensiven Bemühens und vieler Anpassungen an den in der Gesellschaft vorherrschenden Zeitgeist, sind im Jahr 2020 221.390 Menschen in Deutschland aus der katholischen Kirche ausgetreten.[2]

Es ist nicht leicht katholisch zu sein. Nicht wenigen ist es inzwischen sogar peinlich, sich im öffentlichen Diskurs zur Kirche zu bekennen, denn man ist gewöhnlich gleich in der Defensive. Aber auch von innerhalb der Kirche wird es Gläubigen nicht immer leicht gemacht. Schon Papst Paul VI. bemerkte in einer Ansprache vor Seminaristen 1968, dass innerhalb der Kirche Selbst-

---

1 Ulrich Filler, *Deine Kirche ist ja wohl das Letzte!: Fakten-Argumente-Standpunkte*, Kißlegg 2016.

2 Deutsche Bischofskonferenz, Kirchenstatistik 2020, in: https://www.dbk.de/presse/aktuelles/meldung/kirchenstatistik-2020 [10.9.2021].

kritik bis hin zur Selbstzerstörung praktiziert werde.[3] Von kirchlichen gewöhnlichen Gläubigen, kirchlichen Mitarbeitern oder herausragenden Gestalten der kirchlichen Hierarchie hört man selten ein gutes Wort über die Kirche, wohl aber beständige Kritik. Dieser Prozess hat seit dem Bekanntwerden von Missbrauch weiter an Fahrt aufgenommen. Darüber hinaus werden fast alle Glaubenswahrheiten in Frage gestellt, angezweifelt, banalisiert oder gar ins Lächerliche gezogen. Skandale, Probleme, Unverständnis, Spannungen und ein Wirrwarr unterschiedlicher Meinungen dominieren die Debatten über die Kirche. Es entsteht der Eindruck, als sei die Fähigkeit abhanden gekommen, das Schöne, das Große in der Kirche überhaupt noch zu sehen.

Genau darum soll es aber in diesem Beitrag gehen. Dabei soll nicht die Absicht verfolgt werden, alles Negative oder Verbesserungswürdige auszuklammern und ein idealistisch-utopisches Bild von Kirche zu entwickeln, vielmehr geht es um eine Darstellung dessen, was Kirche ausmacht und was uns ermutigt auch heute und gerade heute zur Kirche zu stehen, die Ort der Sehnsucht und Geborgenheit sein will.

1924, also vor knapp 100 Jahren, verfasste die deutsche Schriftstellerin Gertrud von Le Fort, zwei Jahre vor ihrer Konversion zum katholischen Glauben, einen Gedichtzyklus mit dem Titel *Hymnen an die Kirche*. In einem Kapitel mit dem Titel „Heiligkeit der Kirche“ schrieb sie:

> „Alle Weisheit der Menschen hat von dir gelernt. Du bist der verborgene Strom in der Tiefe ihrer Wasser. Du bist die heimliche Kraft ihres Dauerns. Die Irrenden gehen nicht unter, weil du noch den Weg weißt, und die Sünder werden verschont, weil du noch betest. […] Denn um deinetwillen lassen die Himmel den Erdball nicht fallen: alle, die dich lästern, leben nur von dir!“[4]

---

3 Vgl. Paul VI, Ansprache für die Mitglieder des päpstlichen Seminars Lombardo, 7.12.1968, in: http://www.vatican.va/content/paul-vi/it/speeches/1968/december/documents/hf_p-vi_spe_19681207_seminario-lombardo.html [13.9.2021].

4 Gertrud von le Fort, *Hymnen an die Kirche*, München 1961, 25.

Derartige Worte verblüffen den modernen Menschen, sie machen stutzig. Eine Frau, noch nicht einmal katholisch, preist die Schönheit der Kirche und bietet tiefgründige Erklärungen in poetischer Sprache.

Romano Guardini, Priester, Religionsphilosoph und Theologe, hat in der gleichen Zeitspanne Ähnliches ausgedrückt. In einem Vortrag skizzierte er 1922 einen Prozess von unabsehbarer Tragweite: „Die Kirche erwacht in den Seelen."[5] Dieser seinem Vortrag vorangestellten Prämisse folgt eine detaillierte Erklärung. Nach Guardinis Analyse hätten viele Menschen den Glauben in den Bereich des Privaten und Individuellen verbannt, eine Folge des neuzeitlichen Subjektivismus und Individualismus.[6] Doch – so seine Einschätzung vor 100 Jahren – entstehe ein neues Bewusstsein von Gemeinschaft mit kosmischer Weite. Er schreibt: „In der Kirche ist alles mit Gott verbunden, Engel und Menschen und Dinge. […] Nicht Gemeinschaft bloß, sondern Gemeinde; nicht religiöse Bewegung, sondern kirchliches Leben; keine geistliche Romantik, sondern kirchliches Sein."[7]

100 Jahre später ist von einem Erwachen der Kirche in den Seelen nicht mehr viel zu spüren, es wäre wohl nicht zu vermessen zu konstatieren, dass die Kirche in den Seelen vieler stirbt oder bereits gestorben ist.[8] Ist die Kirche also nicht mehr Ort der Sehnsucht und der Geborgenheit? Um auf diese Frage antworten zu können ist es in einem ersten Schritt nötig zu zeigen, was Kirche überhaupt ist, um dann in einem zweiten Schritt die verschiedenen Dimensionen von Kirche in den Vordergrund treten zu lassen, die schließlich einen Ausblick ermöglichen, wie die Kirche auch heute zum Ort der Sehnsucht und Geborgenheit werden kann.

---

5 Romano Guardini, *Vom Sinn der Kirche. Fünf Vorträge von Romano Guardini*, Mainz 1922.

6 Ibid., 2.

7 Ibid., 12.

8 Vgl. Ralph Weimann, Der Glaube verdunstet in den Seelen, in: NOrd, Jg. 66 (2012) 417-428.

1 Das Kirchenverständnis – der springende Punkt

Joseph Kardinal Ratzinger gab 1984 dem italienischen Journalisten Vittorio Messori ein vielbeachtetes Interview, das auf Deutsch unter dem Buchtitel *Zur Lage des Glaubens* veröffentlicht wurde.[9] In seiner klaren Analyse stellte er im Hinblick auf die Glaubenskrise nüchtern fest, dass das Kirchenverständnis der springende Punkt sei. Er sagte:

„Mein Eindruck ist, dass weithin die genuin katholische Bedeutung der Wirklichkeit «Kirche» stillschweigend verschwindet, ohne dass man sie ausdrücklich verwirft. Viele glauben nicht mehr, dass es sich um eine Wirklichkeit handelt, die vom Herrn selbst gewollt ist. Auch bei einigen Theologen erscheint die Kirche als ein menschliches Konstrukt, als ein Instrument, das von uns geschaffen ist und das somit wir selbst je nach den Erfordernissen des Augenblicks frei umorganisieren können."[10]

Damit hat der damalige Präfekt der Glaubenskongregation und spätere Papst die Hauptschwierigkeit mit der Kirche auf den Punkt gebracht. Was aber ist die Kirche wie kann sie verstanden werden? Mit der Antwort auf diese Frage verbindet sich ein noch grundlegenderes Problem, das derzeit im sogenannten synodalen Weg der Kirche in Deutschland deutlich zu Tage tritt. Genügt es, wenn die in der Gesellschaft geltenden Kriterien an die Kirche herangetragen werden? Sollten sich beispielsweise die Kirche und mögliche Reformen nach der Mehrheit derjenigen richten, die gerade in der Kirche den Ton angeben?[11] Wie steht es mit den einfachen Gläubigen und wie und nach welchen Vorgaben kann ein Verständnis von Kirche erschlossen werden?

---

9 Joseph Ratzinger/Benedikt XVI., *Zur Lage des Glaubens: Ein Gespräch mit Vittorio Messori*, Freiburg i. Br. 2007. Dann veröffentlicht in der Opera Omnia: Joseph Ratzinger, Zur Lage des Glaubens, in: Gesammelte Schriften, Bd. 13/1, Freiburg i. Br. 2016, 25-204.

10 Joseph Ratzinger, Im Gespräch mit der Zeit, in: Gesammelte Schriften, Bd. 13/1, Freiburg i. Br. 2016, 64.

11 Eine Antwort auf diese Frage: vgl. Ralph Weimann, Kirchliche Autorität zwischen Offenbarung und Gesellschaft, in: NOrd, Jg. 75 (2021) 84-95.

Von der Beantwortung dieser Frage hängt alles Weitere ab, denn wäre die Kirche eine rein menschliche Institution oder Organisationsform, dann müssten in ihr auch die gleichen Prinzipien, wie z.B. Mehrheitsentscheidungen, Veränderbarkeit von Struktur und Lehre, etc. gelten. Daher muss die Frage noch einmal wiederholt werden: Wie und auf welcher Grundlage kann ein angemessenes Verständnis von Kirche erschlossen werden? An dieser Stelle kann kein vollständiger Überblick über die Ekklesiologie gegeben werden, wohl aber sollen jene Elemente Erwähnung finden, die für ein Verständnis notwendig sind. Dabei wird besonderes Augenmerk auf die dogmatische Konstitution des II. Vatikanischen Konzils über die Kirche gelegt, die den lateinischen Titel *Lumen Gentium* trägt, zu Deutsch: Licht der Völker.

Die Wahl dieses Dokuments, um eine Antwort zu geben, erfolgt nicht willkürlich oder zufällig, sondern findet ihre Begründung im Text selbst. Bereits in der ersten Nummer wird bekräftigt, dass sich die Konstitution als Fortführung der vorherigen Konzilien versteht, um den Gläubigen und der Welt das Wesen und die universelle Sendung der Kirche zu erschließen.[12] Es handelt sich also nicht nur um ein Dokument mit hoher Autorität, sondern um ein Lehrschreiben, das sich in Kontinuität mit der Lehrentwicklung vorheriger Jahrhunderte versteht.[13]

---

12 Vgl. LG, 1. Dazu vgl. grundlegend: Maximilian Heinrich Heim, *Joseph Ratzinger – Kirchliche Existenz und existentielle Theologie. Ekklesiologische Grundlinien unter dem Anspruch von Lumen gentium*, Frankfurt a. Main ²2005.

13 Dazu kommentiert Peter Hünermann: „Die Konzilsväter deuten im ersten Artikel von *Lumen gentium* an, in welchem Horizont sie ihre Arbeit sehen: Sie wollen – indem sie vom Wesen und der Sendung der Kirche handeln – ‚das Thema der vorausgehenden Konzilien fortführen.' Damit sind das Erste Vatikanische Konzil (1869-1870) und das Konzil von Trient (1545-1563) angesprochen. Das Erste Vatikanische Konzil beabsichtigte über die Natur der Kirche zu handeln, konnte aber lediglich die Fragen des Primats und der Unfehlbarkeit des päpstlichen Magisteriums behandeln. Das Konzil von Trient hat eine bedeutende Reihe von Reformdekreten erlassen. Mit Trient und seinen Reformvorhaben der Kirche aber rücken zugleich auch

Den folgenden Ausführungen muss noch eine Bemerkung vorangestellt werden, die das Gesagte besser verständlich werden lässt. Das Selbstverständnis von Kirche entwickelt sich auch anhand von Herausforderungen, die an sie herangetragen werden. Dies wird besonders deutlich in einem Blick auf die Kirchengeschichte. So hatten beispielsweise die Reformatoren Kirche als subjektiv-spiritualistische Größe verstanden, was sie zweifelslos auch ist, worin sie sich aber nicht erschöpft. Die katholische Antwort wurde durch das Konzil von Trient (1545-1563) gegeben; in der Folge und in Abgrenzung zu den Protestanten wurde der Akzent auf die Kirche als objektive Größe gelegt, als Institution und Ort des Heiles.[14]

So richtig und verständlich dies auch war, so begrenzt musste der Versuch bleiben, auf diese Weise das Wesen der Kirche erschöpfend zu erklären. Zwar ist die Kirche auch Institution, aber es wäre ein großer Fehler, sie auf eine solche zu reduzieren. Derartige Tendenzen sind heute vielleicht mehr präsent als in der Zeit der Gegenreformation, wie sich in den Strukturdebatten zeigt.

Spätestens mit dem Beginn der katholischen Tübinger Schule (um 1819) wurde der Kirchenbegriff differenzierter gesehen. Eine Sichtweise von Kirche, wie es von Gertrud von Le Fort

---

die voraufgehenden Konzilien in den Blick: das V. Laterankonzil (1512-1517), das u.a. von Papst und Konzil handelte, Reformfragen jedoch aufschob; es gehört in diese Gruppe von Konzilien ferner das Konzil von Basel – Ferrara – Florenz – Rom (1439-1445), auf dem – neben Reformfragen und Fragen des Verhältnisses von Papst und Konzil – Unionsfragen mit den orientalischen Kirchen verhandelt wurden; es gehört schließlich das unmittelbar voraufgehende Konstanzer Konzil (1414-1445) dazu, auf welchem das große abendländische Schisma beendet und ekklesiologische Fragen in Auseinandersetzung mit Positionen von Wyclif und Hus sowie Reformfragen behandelt wurden." Peter Hünermann, Theologischer Kommentar zur dogmatischen Konstitution über die Kirche *Lumen gentium*, in: Ders. und Bernd Jochen Hilberath, *Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil*, Bd. 2, Freiburg i. Br. 2004, 265-582, hier: 271.

14 Vgl. Leo Scheffczyk, *Katholische Glaubenswelt. Wahrheit und Gestalt*, Aschaffenburg ²1978, 242.

und Romano Guardini ausgedrückt wurde, setzte sich mehr und mehr durch. Einen Höhepunkt fand diese Entwicklung in dem von Papst Pius XII. 1943 publizierten Lehrschreiben, das den lateinischen Titel *Mystici Corporis Christi*, zu Deutsch: „Über den Mystischen Leib Christi" trägt.[15] Der Papst entwickelt darin die Lehre von der Kirche ausgehend vom biblischen Bild des Leibes Christi (vgl. Kol 1,24), denn die Kirche ist untrennbar mit dem Herrn verbunden. Zugleich warnte er vor fehlerhaften Deutungen, die den Blick auf die Kirche verstellen. Da seine Analyse für unsere Zeit von Bedeutung ist, lohnt es sich, einen kurzen Blick auf das Lehrschreiben zu werfen, in dem es heißt:

> „Während nämlich auf der einen Seite noch immer ein falscher Rationalismus alles, was menschliche Geisteskraft übersteigt und hinter sich lässt, für sinnlos betrachtet; während ein diesem verwandter Irrtum, ein flacher Naturalismus, in der Kirche Christi nichts anderes sieht noch sehen will als ein rein rechtliches und gesellschaftliches Band, schleicht sich auf der anderen Seite ein falscher Mystizismus ein, der die unverrückbaren Grenzen zwischen Geschöpf und Schöpfer zu beseitigen sucht und die Heilige Schrift missdeutet."[16]

Der Papst tritt also zwei Fehlinterpretationen entgegen, die damals wie heute weit verbreitet waren und sind. Auf der einen Seite ein falscher Rationalismus, der die Kirche nur nach den Kriterien der Vernunft bemisst und alles, was auf das Übernatürliche verweist – wie die Gegenwart Gottes, die Präsenz von Engeln und Heiligen – ablehnt. Demnach erschöpft sich die Kirche in ihren Strukturen, die folglich den aktuellen Gegebenheiten anzupassen sind. Auf der anderen Seite und in Abgrenzung zu diesem Ansatz kommt es zu einem falschen Mystizismus, der die Grenzen zwischen Schöpfer und Geschöpf verwischt. Wie weit dieser Prozess inzwischen vorangeschritten

---

15 Pius XII, Enzyklika *Mystici Coporis Christi*, 29.6.1943, in: http://www.vatican.va/content/pius-xii/de/encyclicals/documents/hf_p-xii_enc_29061943_mystici-corporis-christi.html [14.9.2021].

16 Ibid.

ist, veranschaulicht die zunehmende Akzeptanz esoterischer Praktiken wie Yoga, Reiki, etc. Eines jedoch haben beide Ansätze gemein: sie verstellen den Blick auf das, was Kirche ist.

Ausgehend von dieser Problematik hat das Zweite Vatikanische Konzil auf diese doppelte Schwierigkeit Antwort gegeben. Dabei wurde auf eine Vielzahl von biblischen Bildern zurückgegriffen, zunächst aber auf die Ausführungen von Papst Pius XII., der die Kirche als Mysterium deutete.

1.1 Kirche als Mysterium

Wenn die Kirche als Mysterium bezeichnet wird, dann kommt darin zum Ausdruck, dass sie nicht nur durch rein rationale Überlegungen begriffen werden kann. Sie ragt hinein in die Sphäre des Göttlichen und ist damit untrennbar verbunden. An dieser Stelle braucht der vielschichtige Bedeutungsgehalt des Begriffs „Mysterium“ nicht im Detail erklärt zu werden. Es geht vor allem um die Art und Weise, wie Gott sein Heil wirkt in Jesus Christus und durch seine Kirche.[17] Wenn Kirche als „Mysterium“ bezeichnet wird, dann bedeutet dies nicht, dass ihr letzter Sinn unverständlich und dunkel bliebe, wohl aber, dass Kirche Wesenselemente beinhaltet, die den Bereich des Sichtbaren übersteigen. In ihr und durch sie wird Gott gegenwärtig, entsteht Gemeinschaft, die die Dimension von Raum und Zeit überschreitet. Daher hat die dogmatische Konstitution über die Kirche, diese wie folgt definiert: „Die Kirche ist ja in Christus gleichsam das Sakrament, das heißt Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit.“[18] Es lohnt sich das Gesagte

---

[17] Burkhard Neunheuser schreibt dazu: „Das christliche Mysterium ist Gottes Heilsverwirklichung, machtvoll sich offenbarend im AT, in Jesus Christus und seiner Kirche, in Hinordnung dieser Stufen aufeinander und in eschatologischem Aufblick auf ihre letzte Erfüllung.“ Burkhard Neunheuser, Art.: Mysterium in der christl. Tradition, in: ²LThK, Freiburg i. Br. 1962, 729-731, hier 730.

[18] LG, 1.

aufzuschlüsseln: Kirche wird als „in Christus“ beschrieben. Sie lässt sich von Ihm nicht trennen, denn – dabei knüpft *Lumen gentium* an die Ausführungen von *Mystici corporis* an: „Das Haupt dieses Leibes ist Christus.“[19] Wenn Christus und Kirche untrennbar miteinander verbunden sind, dann entspringt daraus auch die eigentliche Aufgabe der Kirche, denn alle

> „Glieder müssen ihm gleichgestaltet werden, bis Christus Gestalt gewinnt in ihnen (vgl. *Gal* 4,19). […] Von ihm her ‚entfaltet sich der ganze Leib, durch Gelenke und Bänder getragen und zusammengehalten, im Wachstum Gottes‘ (*Kol* 2,19). Er selbst verfügt in seinem Leib, der Kirche, die Dienstgaben immerfort, vermöge deren wir durch seine Kraft uns gegenseitig Dienste leisten zum Heil, so dass wir, die Wahrheit in Liebe vollbringend, in allem auf ihn hin wachsen, der unser Haupt ist (vgl. *Eph* 4,11-16). “[20]

Kirche definiert sich keineswegs von menschlichen Strukturen, sondern von Christus her. In ihr gilt der Primat des Unsichtbaren, denn was wäre die Kirche ohne Gott, ohne die Engel und die Heiligen? Die Frage, die sich daran anschließt, führt zum Kern des Problems. Wenn Kirche in diesem Sinn Mysterium ist, dann erschließt sich das Mysterium Kirche durch den Glauben. Der Glaube ist nämlich wie eine Tür, „die in das Leben der Gemeinschaft mit Gott führt und das Eintreten in seine Kirche erlaubt.“[21] Aber gerade dieser Glaube befindet sich in einer tiefen Krise, was zweifellos Auswirkungen auf das Verstehen von Kirche hat,[22] denn ohne Glauben können die übernatürlichen

---

19 LG, 7. Einen systematischen Überblick über Herkunft und Begründung bietet: Josef Meyer zu Schlochtern, *Sakrament Kirche. Wirken Gottes im Handeln der Menschen*, Freiburg 1992.

20 LG, 7.

21 Benedikt XVI., Apostolisches Schreiben Porta fidei, 11.10.2011, https://www.vatican.va/content/benedict-xvi/de/motu_proprio/documents/hf_ben-xvi_motu-proprio_20111011_porta-fidei.html [14.9.2021].

22 Dazu vgl.: Ralph Weimann, Kirchenkrise – Glaubenskrise. Sackgassen und Lösungsansätze, in: NOrd 74 (2020) 4-16.

Wirklichkeiten nicht verstanden werden. Der Glaube, so führt es die Enzyklika *Lumen fidei* aus, ist „eine übernatürliche Gabe", die wir empfangen, „Licht auf dem Pfad, das uns den Weg weist."[23] Im Glauben und unter dem Einfluss der Gnade erkennt der Mensch das Geheimnis Gottes, wenn auch immer unvollkommen. Aus diesem Verständnis erklärt sich, warum der Glaube vom Hören kommt (vgl. Röm 10,17), und zum Gehorsam führt, der gläubigen Annahme der göttlichen Offenbarung.[24]

Eine derartige Perspektive, ist vielen fremd geworden, sie vertrauen lieber auf eine rein menschliche Erkenntnis. Aber genau dadurch wird das, was die Kirche groß und schön macht, nicht mehr sichtbar, noch verständlich. Wenn nämlich die Gegenwart Gottes in der Kirche nicht mehr gesehen und erfahren wird, kann Kirche nicht mehr verstanden werden. In der Folge würde die übernatürliche durch eine soziologische, funktionale oder politische Dimension ersetzt und die Kirche auf eine rein menschliche Institution reduziert.

Joseph Kardinal Ratzinger hat scharfsinnig die daraus folgenden Konsequenzen beschrieben: „Das Evangelium wird zum Jesus-Projekt, zum Projekt sozialer Befreiung oder zu anderen nur geschichtlichen, immanenten Projekten, die sich noch als religiös gebärden mögen, in der Substanz aber atheistisch sind."[25] Die Deutlichkeit dieser Analyse mag überraschen, zeigt aber, wohin ein derartiger Weg notwendigerweise führt. Die Kirche, ihrer übernatürlichen Dimension beraubt, würde zu einem rein menschlichen Gebilde, das sich von anderen nicht mehr unterscheidet und sich letztlich selbst überflüssig macht.[26]

---

23 Franziskus, Enzyklika *Lumen fidei*, 29.6.2013, in: http://www.vatican.va/content/francesco/de/encyclicals/documents/papa-francesco_20130629_enciclica-lumen-fidei.html [14.9.2021] 4.

24 Vgl. ibid., 29.

25 Joseph Ratzinger/Benedikt XVI., *Zur Lage des Glaubens*, 65.

26 In diesem Kontext wäre es notwendig, auf die unterschiedlichen Kirchenbilder einzugehen, die ausführlich in der dogmatischen Konstitution über die Kirche Erwähnung finden, worauf aber aus Zeitgründen verzichtet werden muss. Dazu vgl. beispielsweise die ausführlichen Erläuterungen von:

1.2 Gläubige Theologie

Das Verstehen von Kirche erschließt sich durch den Glauben, zumal sich der Glaube aus der Offenbarung speist. Es ist das Verdienst von Georg May in einer systematischen Zusammenschau aufgezeigt zu haben, wie weit sich die von Joseph Ratzinger beschriebene „atheistische Substanz" inzwischen ihren Weg in bis hinein in die Kirche und vor allem bis hinein in die theologischen Fakultäten gebahnt hat.[27] Die von ihm verwendete Charakterisierung „ungläubige Theologie" ist ein Widerspruch in sich, denn Theologie ohne Glauben ist unmöglich,[28] wird aber von nicht wenigen „Theologen" fälschlicherweise so betrieben.[29]

Als Gertrud von le Fort ihre *Hymnen an die Kirche* geschrieben hat, waren diese von tiefem Glauben inspiriert. Durch das-

---

Anton Ziegenaus, Die Heilsgegenwart in der Kirche. Sakramentenlehre, in: Leo Cardinal Scheffczyk und ders., *Katholische Dogmatik Siebter Band*, Aachen 2003, 7-43.

27 Vgl. Georg May, *300 Jahre gläubige und ungläubige Theologie*, Bobingen ²2017.

28 Dazu heißt es in der Enzyklika *Lumen fidei*: „Da der Glaube ein Licht ist, lädt er uns ein, in ihn einzudringen, den Horizont, den er erleuchtet, immer mehr zu erforschen, um das, was wir lieben, besser kennen zu lernen. Aus diesem Wunsch geht die christliche Theologie hervor. Es ist also klar, dass Theologie ohne Glauben unmöglich ist und dass sie zur Bewegung des Glaubens selbst gehört, der die Selbstoffenbarung Gottes, die im Geheimnis Christi gipfelte, tiefer zu verstehen sucht. Die erste Konsequenz besteht darin, dass in der Theologie nicht nur die Vernunft bemüht wird, um zu erforschen und zu erkennen wie in den experimentellen Wissenschaften. Gott kann nicht auf einen Gegenstand reduziert werden. Er ist der Handelnde, der sich zu erkennen gibt und sich zeigt in der Beziehung von Person zu Person. Der rechte Glaube richtet die Vernunft daraufhin aus, dass sie sich dem Licht öffnet, das von Gott kommt, damit sie, von der Liebe zur Wahrheit geleitet, Gott in tieferer Weise erkennen kann." Franziskus, *Lumen fidei*, 36

29 Dazu zählt wohl auch der jüngste Theologieprofessor Deutschlands, der seine Reformvorschläge für die Kirche ausgehend und abschließend mit Bezug auf die Aufklärung entwickelt und der kontinuierlich nach „denkbaren Formen des Kirchseins" fragt. Vgl. Michael Seewald, *Reform – Dieselbe Kirche anders denken*, Freiburg i. Br. 2019, 7; 153.

selbe Licht des Glaubens erkannte Romano Guardini ein Erwachen der Kirche in den Seelen, ein Prozess, der nur gnadenhaft von Gott geschenkt werden kann. Dabei ging es ihnen keineswegs um ein romantisches oder utopisches Verständnis von Kirche, sondern um jene Wirklichkeit, die sich dem Auge verbirgt, die aber dennoch Wirklichkeit ist. Das Gesagte wird verständlicher, wenn es mit einem Spaziergang in dunkler, mondloser Nacht verglichen wird. So sehr sich die Sehfähigkeit auch an die Dunkelheit gewöhnen mag, so schattenhaft und unwirklich bleiben doch die Konturen. Es genügt wenig Licht und schon wird die Landschaft sichtbar.

Dieses Licht schenkt Gott im Glauben. Damit es aber empfangen werden kann, so Romano Guardini, ist Umkehr notwendig, eine Abkehr vom Eigenen und eine Hinkehr zu Gott.[30] Damit ist jene Voraussetzung beschrieben, durch die der Christ zum Christen wird: „Kehrt um und glaubt an das Evangelium!“ (Mk 1,15). Erst die Umkehr ermöglicht, dass das Gnadenlicht Gottes den Menschen erleuchtet. Im Gegensatz dazu, so hat Michael Fiedrowicz ausgehend von der Theologie der Kirchenväter deutlich gemacht, ist die Häresie die Entscheidung für das eigene statt für das göttliche Denken.[31] Psalm 36,10 lässt deutlich werden, wie Glaubenserkenntnis möglich wird. Dort heißt es: „Denn bei dir ist die Quelle des Lebens, in deinem Licht schauen wir das Licht.“ Wer in die Sonne schaut, wird in der Regel geblendet, weil das Licht zu hell für unsere Augen ist. Das Licht Gottes kommt aber zu uns durch die Kirche und wird damit erkennbar. Die Konstitution über die Kirche hat dies treffend in der ersten Nummer dargelegt. Es wird bekräftigt, dass Christus das Licht der Völker ist und eben dieses Licht spiegelt sich auf dem Antlitz der Kirche wider.[32]

---

30 Vgl. Romano Guardini, *Das Ende der Neuzeit – Macht*, Mainz, Paderborn [9]1986, 163.

31 Michael Fiedrowicz, *Handbuch der Patristik. Quellentexte zur Theologie der Kirchenväter*, Freiburg i. Br. 2010, 571-575.

32 Vgl. LG, 1.

Beide sind nicht voneinander zu trennen. Sollte die Kirche losgelöst vom göttlichen Licht gesehen werden, dann wird ggf. nur noch die Sünde, der Schmutz und Dreck gesehen, den es immer auch in ihrer menschlichen Erscheinungsform gibt. Aber all das, was die Kirche attraktiv, ja sogar heilsnotwendig macht, würde nicht mehr gesehen. Vergleichen lässt sich dies ggf. mit der hl. Eucharistie. Die Gottheit Jesu Christi ist zwar verborgen aber real gegenwärtig unter den gewandelten Gestalten von Brot und Wein. Augen, Mund und Hände täuschen sich, doch erst der Glaube lässt erkennen. So ähnlich verhält es sich im Hinblick auf die Kirche.

Erst aus dieser Perspektive wird jener qualitative Unterschied der Kirche zu allen menschlichen Organisationen deutlich, denn in der Kirche geht es um Teilhabe an heiligen Dingen, um Teilhabe an Gott. Sie beginnt hier auf Erden, überschreitet aber die Dimension der Zeit hinein in die Ewigkeit. Dazu führt Joseph Ratzinger an:

> „Gerade dieses geheimnisvolle und doch reale Band, diese Verbundenheit im Leben, ist auch der Grund dafür, dass die Kirche nicht *unsere* Kirche ist, über die wir nach Belieben verfügen können; sie ist vielmehr *Seine* Kirche. All das, was nur *unsere* Kirche ist, ist nicht im tiefen Sinn Kirche, es gehört zu ihrem menschlichen und folglich nebensächlichen, vergänglichen Aspekt.“[33]

Mit anderen Worten, das Verständnis von Kirche erschließt sich erst durch die Annahme des Glaubens, durch den die unsichtbaren Wirklichkeiten sichtbar werden. Dies kann nur gelingen, wenn der Primat Gottes anerkannt wird, wenn durch den Glauben jener größere Horizont sichtbar wird, der Wirklichkeit ist, auch wenn er den Augen verborgen bleibt.[34] Aus dieser Perspektive soll im Folgenden das Mysterium Kirche als Ort der Geborgenheit erschlossen werden.

---

33 Joseph Ratzinger/Benedikt XVI., *Zur Lage des Glaubens*, 67.

34 Dazu vgl. Ralph Weimann, *Dogma und Fortschritt bei Joseph Ratzinger. Prinzipien der Kontinuität*, Paderborn 2012, 125.

2 Kirche als Ort der Geborgenheit

Die Kirche wird zum Ort der Geborgenheit nicht primär durch ihre menschlichen Qualitäten, Fähigkeiten oder sozialen Tätigkeiten, sondern durch die unsichtbare Gegenwart Gottes. Ihr Wesen erschließt sich aus dem Licht der Offenbarung.

2.1 Die Gegenwart Gottes

Die Kirche ist zuallererst Ort der Gegenwart Gottes, d.h. sie ist in Jesus Christus, oder sie ist nicht.[35] Christus ist in ihr gegenwärtig, auch wenn dies gelegentlich durch das Anti-Zeugnis von Verantwortungsträgern verdunkelt sein sollte. Johannes Paul II. hat dies in einem Lehrschreiben über die Eucharistie zum Ausdruck gebracht, in der die Gegenwart Gottes auf einzigartige Weise in die Welt hineinbricht. Der Papst formuliert dieses große Geschehen wie folgt: „Die Kirche lebt von der Eucharistie."[36] Von ihr her empfängt sie sich immer neu. Damit ist die Kirche – von ihrer Grundkonstitution her – Ort der Geborgenheit. Um dies zu verstehen ist es notwendig, der Ermahnung des Apostels an die Kolosser Gehör zu schenken, der dazu aufforderte den Sinn auf das zu richten, „was oben ist, nicht auf das Irdische! Denn ihr seid gestorben und euer Leben ist mit Christus verborgen in Gott" (Kol 3,2-3).

Der heilige Augustinus hat das Grundverlangen eines jeden Menschen nach Geborgenheit, die sich in ihrer Vollendung nur in Gott finden lässt, in dem bekannten Satz ausgedrückt: „Unruhig ist unser Herz, bis es Ruhe findet in dir."[37] Ihm war bewusst, dass es ein Trugschluss wäre, auf Vergängliches zu setzen, und nicht auf jenen Felsen zu bauen, der in den Stürmen der Zeit standhält (vgl. Lk 6,47-48). Weil die Kirche Ort der Gegenwart Gottes *ist*, ist sie auch Ort der Geborgenheit.

---

35 Vgl. LG, 1.

36 Johannes Paul II, Enzyklika *Ecclesia de Eucharistia*, 17.4.2003, in: http://www.vatican.va/holy_father/special_features/encyclicals/documents/hf_jp-ii_enc_20030417_ecclesia_eucharistia_ge.html [14.9.2021], 1.

37 Augustinus, Confessiones, I,1: PL 32, 661.

Angesichts vielfältiger Schwierigkeiten und Probleme, aufgrund derer viele die Kirche verlassen, stellt sich auch an uns die Frage: „Wollt auch ihr weggehen?“ (Joh 6,68). Darauf hatte Simon Petrus stellvertretend für die anderen Apostel bereits geantwortet: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens“ (Joh 6,68). Durch die Kirche werden Worte ewigen Lebens Wirklichkeit, dies geschieht vor allem in den Sakramenten. Sie wirken *ex opere operato*, aus der Kraft Gottes heraus, unabhängig von der Heiligkeit des Spenders.[38] Sollte beispielsweise ein Priester im Stand der Todsünde leben und dessen Sünden gar öffentlich bekannt sein, so spendet er dennoch gültig die Sakramente, wenn er tut, was die Kirche ihm aufgetragen hat zu tun. Natürlich beschädigt oder zerstört ein solches Anti-Zeugnis die Glaubwürdigkeit der Kirche (vgl. Mk 9,42), aber selbst in einem solchen Fall bleibt die Kirche – wenn man es so sagen möchte – Ort der Geborgenheit.

Es lässt sich an dieser Stelle festhalten, dass trotz aller menschlichen Schwäche, Sünden und Fehler, der Herr selbst seine Gegenwart in und durch die Kirche garantiert. Dies ist ein tröstlicher Gedanke, wenn er auch ein hohes Maß an Glauben voraussetzt.

2.2 Gemeinschaft mit der unsichtbaren Welt

Im Bewusstsein nur rudimentär jene Aspekte aufzeigen zu können, die wichtig sind, um die Kirche als Ort der Geborgenheit zu verstehen, kann der Blick auf das Credo hilfreich sein. Im Glaubensbekenntnis bekennen sich alle Christen zur unsichtbaren Welt, womit nicht nur die Gegenwart Gottes beschrieben wird, sondern auch die Präsenz von Engeln und Heiligen. Auch sie sind in der Kirche gegenwärtig und bilden gleichsam ihr

---

[38] Dazu heißt es im Konzil von Trient, in Can. 8: „Wer sagt, durch diese Sakramente des Neuen Bundes werde die Gnade nicht aufgrund der vollzogenen (sakramentalen) Handlung verliehen, sondern zur Erlangung der Gnade genüge allein der Glaube an die göttliche Verheißung: der sei mit dem Anathem belegt.“ DH, 1608.

inneres Zentrum. „Die innere Spitze der Kirche ist auf jeden Fall da, wo am meisten ihr Eigenes ist, dessentwillen sie besteht, wo am meisten Heiligkeit, am meisten Christusförmigkeit ist. So kann die innere Spitze der Kirche weit hinausreichen über ihre institutionellen Grenzen.“[39] Diese Aussagen sind keineswegs Ausdruck religiöser Schwärmerei, sondern beschreiben auch – aber nicht nur – jene unsichtbare Wirklichkeit, die durch das Licht des Glaubens erkennbar wird.

Der *Katechismus der Katholischen Kirche* bietet einen grundlegenden Überblick über die Lehre von den Engeln,[40] die Teil dieser unsichtbaren Welt sind.[41] Darin wird ein Zitat des heiligen Basilius angeführt, der Folgendes schrieb: „Einem jeden Gläubigen steht ein Engel als Beschützer und Hirte zur Seite, um ihn zum Leben zu führen.“[42] Ein Blick auf die unsichtbare Wirklichkeit lässt deutlich werden, welch eine Gnade es ist, der Kirche anzugehören. Gott schenkt Geborgenheit nicht nur durch Seine Gegenwart, sondern auch, indem er für uns auf vielfältige Weise sorgt, auch durch den Beistand eines unsichtbaren Begleiters.

Dies wird auch deutlich durch die sogenannte *communio sanctorum*, die Gemeinschaft mit den Heiligen und die Gemeinschaft heiliger Dinge. Die Heiligen sind durch den Tod ins wahre Leben eingegangen und daher kommt ihnen auch in der Kirche eine besondere Bedeutung zu. *Lumen gentium* hat dies in tiefsinniger Weise am Beispiel Mariens herausgearbeitet:

> „In den Himmel aufgenommen, hat sie diesen heilbringenden Auftrag nicht aufgegeben, sondern fährt durch ihre vielfältige Fürbitte fort, uns die Gaben des ewigen Heils zu er-

---

39 Joseph Ratzinger, *Das neue Volk Gottes. Entwürfe zur Ekklesiologie*, Düsseldorf ²1970, 243.

40 Vgl. KKK, 325-336.

41 Ausführlicher vgl.: Ralph Weimann, Die Bedeutung der heiligen Engel in der Heilsgeschichte und Heilsordnung Gottes, in: Theologisches, Nr. 46 (2016) 409-416.

42 So zitiert in: KKK, 336.

wirken. In ihrer mütterlichen Liebe trägt sie Sorge für die Brüder ihres Sohnes, die noch auf der Pilgerschaft sind und in Gefahren und Bedrängnissen weilen, bis sie zur seligen Heimat gelangen."[43]

Das Gleiche lässt sich analog von jedem einzelnen der großen Schar der Heiligen sagen, die in Zeiten der Prüfung und des Angefochtenseins, aber auch im alltäglichen Leben vertrauensvoll angerufen werden sollen und wollen. In Gemeinschaft mit ihnen wird die Kirche zum Ort der Geborgenheit, denn kein Christ glaubt allein, sondern ist eingebunden in jene Gemeinschaft, die die sichtbare Gemeinschaft und das irdische Leben übersteigt.

2.3 Kirche als neues Volk Gottes

Abschließend soll noch mal die Frage aufgegriffen werden, wie die Kirche zum Ort der Sehnsucht und der Geborgenheit wird? Bleibt als einzige Lösung die Vertröstung auf die unsichtbare Welt? Ist Geborgenheit nicht auch etwas Greifbares und Erfahrbares? Es lohnt sich auf diese wichtigen Fragen mit einem Zitat jenes Theologen zu antworten, dessen Ausführungen wegweisend sind, um zu verstehen, was Kirche ist. Joseph Ratzinger wagte im Jahr 1970 einen prophetischen Blick in die Zukunft, in dem er die Situation der Kirche im Jahr 2000 zu prognostizieren suchte. Er schloss seine Überlegungen mit folgenden Worten:

„Aus der Krise von heute wird auch dieses Mal eine Kirche morgen hervorgehen, die viel verloren hat. Sie wird klein werden, weithin ganz von vorne anfangen müssen. Sie wird viele der Bauten nicht mehr füllen können, die in der Hochkonjunktur geschaffen wurden. Sie wird mit der Zahl der Anhänger viele ihrer Privilegien in der Gesellschaft verlieren. […] Aber bei allen diesen Veränderungen, die man vermuten kann, wird die Kirche ihr Wesentliches von Neuem

---

43 LG, 62.

und mit aller Entschiedenheit in dem finden, was immer ihre Mitte war: Im Glauben an den dreieinigen Gott, an Jesus Christus, den menschgewordenen Sohn Gottes, an den Beistand des Geistes, der bis zum Ende reicht. Sie wird in Glaube und Gebet wieder ihre eigentliche Mitte erkennen und die Sakramente wieder als Gottesdienst, nicht als Problem liturgischer Gestaltung, erfahren. Es wird eine verinnerlichte Kirche sein, die nicht auf ihr politisches Mandat pocht und mit der Linken so wenig flirtet wie mit der Rechten."[44]

Damit die Kirche als Ort der Geborgenheit erfahrbar wird, braucht es keine menschlichere Kirche, denn sie würde bald allzu „menschlich" werden und vom Wind des Zeitgeistes gebeutelt. Es braucht eine göttlichere Kirche, die sich vom Heiligen Geist antreiben lässt, der durch Umkehr und Buße den Weg zu Gott weist. Daher ist die Kirche neues Volk Gottes, dessen Neuheit darin begründet ist, dass Jesus Christus in ihr gegenwärtig ist und bleibt. Daher gilt der Primat des Unsichtbaren; er ist die Quelle, die die Kirche im Sein erhält und ihr jene verwandelnde Kraft schenkt, die die Kirche auch heute und immerdar zum Ort wahrer Geborgenheit werden lässt, auch in den Stürmen der Zeit. Der Zuspruch des Herrn gilt all jenen, die in Treue an Ihm festhalten: „Fürchte dich nicht, du kleine Herde! Denn euer Vater hat beschlossen, euch das Reich zu geben" (Lk 12,32).

---

[44] Joseph Ratzinger/Benedikt XVI., Wie wird die Kirche im Jahre 2000 aussehen?, in: Gesammelte Schriften *Kirche – Zeichen unter den Völkern. Schriften zur Ekklesiologie und Ökumene*, Bd. 8/2, Freiburg i. Br. 2010, 1159-1168, hier: 1167.

Predigten

Der Heilsplan Gottes

Homilie am Fest Mariä Geburt

Hermann Geißler FSO

Liebe Schwestern und Brüder in Christus!

„Wir wissen, dass denen, die Gott lieben, alles zum Guten gereicht, denen, die gemäß seinem Ratschluss berufen sind“ (Röm 8,28). Am heutigen Festtag wendet die Kirche diese Worte auf die Mutter Gottes an. Die einzigartige Bedeutung der Geburt Marias können wir nur erahnen, wenn wir sie im Licht des Ratschlusses Gottes sehen, im Licht seines Heilsplans mit der Welt.

1. So lädt uns das Fest Mariä Geburt ein, die Augen unseres Herzens zuerst auf diesen Heilsplan zu richten. Gott hat die Menschen nach dem Sündenfall nicht dem Unheil überlassen. In seinem unergründlichen Erbarmen fasste er den Plan, sich den Menschen von Neuem zuzuwenden und sie mit Banden der Liebe an sich zu ziehen. Er erwählte Abraham und später das Volk Israel, dem er sein Gesetz offenbarte und mit dem er einen Bund schloss. Durch die Propheten kündigte er das Kommen des Erlösers an, der aus einer Jungfrau geboren werden sollte. Immanuel, Gott mit uns, sollte er heißen (vgl. Mt 1,23). Trotz des Murrens der Israeliten, trotz ihrer vielen Sünden, trotz der Irrungen und Verwirrungen des auserwählten Volkes hielt Gott an seinem Heilsplan fest. Er erwählte sich eine Jungfrau aus Nazaret in Galiläa, um diesen Heilsplan zu verwirklichen

und seinen Sohn als Retter in die Welt zu senden. Mariä Geburt erinnert uns so an eine Grundwahrheit des Glaubens, die wir gerade in unserer Zeit nicht vergessen dürfen: Gott ist treu. Er erfüllt seine Verheißungen.

Vielleicht ist es angebracht, hier ein wenig innezuhalten und zu fragen: Vertrauen wir Menschen des dritten Jahrtausends auf Gott, auf seine Treue, auf seine Verheißungen? Ist unser Fokus auf den Herrn gerichtet? Erwarten wir etwas von ihm? Wir beschäftigen uns ja mit so vielen Fragen, die gewiss ihre Bedeutung haben. Aber wie steht es mit dem Primat Gottes? Müssen wir nicht – auch innerhalb der Kirche – wieder neu lernen, Gott den ersten Platz in unserem Leben, Denken und Tun zu geben? Papst Franziskus hat in seinem *Schreiben an das pilgernde Volk Gottes in Deutschland* vor zwei Jahren daran erinnert, „dass wir nicht durch unsere Werke oder unsere Anstrengungen gerechtfertigt werden, sondern durch die Gnade des Herrn, der die Initiative ergreift“[1]. Gott hat Maria aus Gnade erwählt, die Mutter seines Sohnes zu werden. Er hat uns alle „dazu bestimmt, an Wesen und Gestalt seines Sohnes teilzuhaben“ (Röm 8,29), als seine Söhne und Töchter zu leben, seine Kinder in der großen Familie der Kirche zu sein. Das ist der Plan Gottes mit uns. Danken wir mit Maria, dass der Herr auch uns aus Gnade erwählt hat und wir seine Kinder sein dürfen. Vertrauen wir fest darauf, dass er seine Kirche nie verlässt, dass er sich um jedes seiner Kinder sorgt, dass auch heute „denen, die ihn lieben, alles zum Guten gereicht“ (Röm 8,28).

2. Jesus Christus ist der Retter. Nur er ist der Retter. Aber nun müssen wir einen zweiten Aspekt bedenken, den der heilige Augustinus so zum Ausdruck bringt: „Gott hat uns erschaffen ohne uns, er wollte uns aber nicht retten ohne uns.“[2] Der Stammbaum Jesu erinnert uns daran, dass der Retter aus dem

---

1 Papst Franziskus, *Schreiben an das pilgernde Volk Gottes in Deutschland*, 29. Juni 2019, Nr. 6.

2 Augustinus von Hippo, *Sermo* 169, 11, 13.

Volk Israel hervorgegangen ist. Dass er dem Gesetz nach Sohn Abrahams und Sohn Davids ist. Dass auch heidnische Frauen in dieser Ahnenreihe vorkommen – Tamar, Rahab, Rut, die Frau des Urija – und der Herr so schon vom Stammbaum her als Erlöser von Juden und Heiden erscheint. Der Stammbaum reicht bis Josef, dem Mann Marias. Dann heißt es: „Von ihr wurde Jesus geboren, der der Christus – der Messias – genannt wird“ (Mt 1,16). Josef ist also dem Gesetz nach der Vater Jesu, nicht aber dem Fleisch nach. Denn, wie Matthäus schreibt, „noch bevor sie zusammengekommen waren, zeigte sich, dass sie ein Kind erwartete – durch das Wirken des Heiligen Geistes“ (Mt 1,18).

Was Matthäus hier nur kurz erwähnt, wird bei Lukas ausführlicher geschildert. Wir kennen die Stelle, die davon berichtet, wie der Engel Gabriel zu Maria kommt und ihr die unerhörte Botschaft bringt: „Chaire – freue dich –, du Begnadete, der Herr ist mit dir“. Warum soll Maria sich freuen? Weil Gott seinen Heilsplan nun erfüllen und in ihrem Schoß als Retter in die Welt kommen möchte. In diesem Zusammenhang sagte Kardinal Joseph Ratzinger einmal: „Christentum ist seinem innersten Wesen nach Freude. Das erste Wort, mit dem das Neue Testament beginnt, der Gruß des Engels an Maria, heißt im Griechischen ‚Chaire – freue dich‘, Maria. Das ist die Ouvertüre und der reale Beginn der christlichen Geschichte, dass Gott als Freude in diese Welt hereintritt.“[3]

Wie antwortet Maria auf diese Freudenbotschaft, die ihr der Engel überbringt? Lukas berichtet uns von einer zweifachen Reaktion der Gottesmutter. Zuerst heißt es nüchtern: „Sie erschrak über die Anrede und überlegte, was dieser Gruß zu bedeuten habe“ (Lk 1,29). Maria konnte sich nicht vorstellen, wie diese Botschaft in Erfüllung gehen sollte, denn sie hatte ihr Leben bereits Gott geweiht. Darum fragte sie: „Wie soll das geschehen, da ich keinen Mann erkenne?“ (Lk 1,34). Der Engel

---

[3] Kardinal Joseph Ratzinger, *Homilie in Mariazell*, 2. Oktober 2004.

aber gab ihr die Auskunft, dass Gottes Geist über sie kommen und seine Kraft sie überschatten werde und dass auch ihre Verwandte Elisabet noch in hohem Alter einen Sohn empfangen habe. Denn „für Gott ist nichts unmöglich“ (Lk 1,37). Da sagte Maria in größter Freiheit: „Siehe, ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe, wie du es gesagt hast“ (Lk 1,38). Hier sehen wir Maria als einzigartige Mitarbeiterin am Plan Gottes. Sie nimmt die Freudenbotschaft vom Kommen des Erlösers im Glauben an und spricht ihr „Fiat“: Sie erscheint uns so als das Urbild des Glaubens.

Versuchen wir, diese Aspekte wiederum auf unsere Zeit anzuwenden. Warum tun wir uns so schwer, das Christentum als Freude wahrzunehmen? Vielen erscheint der Glaube heute als überholt, die Kirche als Gemeinschaft mit Skandalen und Ärgernissen, das Evangelium als Botschaft, die unser Leben einzuengen scheint. Maria kann uns helfen, nicht bei äußerlichen Dingen und auch nicht bei den Nöten und Schwierigkeiten stehen zu bleiben, sondern im Glauben auf die eigentliche Mitte der christlichen Botschaft zu blicken. Und darauf kommt es an.

Wenn wir mit den gläubigen Augen Marias auf Jesus schauen, dann ist das Christentum auch heute zuerst und vor allem Freude. Freude zu wissen, dass wir von Gott gewollt, geliebt und erschaffen sind. Freude, dass Gott in Maria als Immanuel in die Welt gekommen ist, um uns zu retten. Freude, dass er uns nahe bleibt in seinem Wort, in seinen Sakramenten, ganz besonders in der heiligen Eucharistie. Liebe Schwestern und Brüder! Lassen wir uns nicht die Freude am Glauben nehmen! Sagen wir – wie Maria – immer wieder aus freien Stücken „ja“ zum Herrn, indem wir sein Wort im Glauben aufnehmen, seine Sakramente in Ehrfurcht empfangen, aus der Kraft der heiligen Eucharistie leben. Hier ist die „Quelle“ und der „Höhepunkt“ des ganzen kirchlichen Lebens.[4] Und hier dürfen wir auch die Kraft

---

[4] II. Vatikanisches Konzil, Konstitution über die heilige Liturgie *Sacrosanctum Concilium*, Nr. 10.

schöpfen, um zur Heilung der Wunden in der Kirche beitragen zu können – durch aufrichtigen Einsatz, durch Sorge um Recht und Gerechtigkeit, und auch durch Gebet, Buße und Sühne.

3. Und noch einen letzten Aspekt möchte ich erwähnen: Maria nahm die Frohbotschaft nicht nur im Glauben an. Sie dachte auch darüber nach, sie überlegte, sie fragte. Und so sehen wir in ihr auch das Vorbild wahrer Theologie. Davon ausgehend, schreibt der heilige John Henry Newman, dass Maria „unser Vorbild in beidem" ist: „in der Aufnahme und im Studium der göttlichen Wahrheit ... Es genügt ihr nicht, ihr die Vernunft zu unterwerfen; sie denkt auch darüber nach … So versinnbildlicht sie uns nicht nur den Glauben der Ungelehrten, sondern auch den der Kirchenlehrer, die das Evangelium erforschen … und bekennen, die Grenzlinie zwischen Wahrheit und Häresie ziehen … sowie Stolz und Ehrfurchtslosigkeit mit ihren eigenen Waffen bekämpfen müssen, um so über den Sophisten und den Neuerer zu siegen."[5]

Theologie ist „scientia fidei", setzt also den Glauben voraus. Sie ist „nicht nur das Wort über Gott, sondern besteht vor allem im Bemühen, das Wort aufzunehmen und tiefer zu verstehen, das Gott an uns richtet … Zur Theologie gehört daher die Demut, sich von Gott anrühren zu lassen". Eine solche Theologie kann uns auch heute mit Freude erfüllen und zum Staunen führen. Wie die Enzyklika *Lumen fidei* unterstreicht, teilt eine derartige Theologie auch „die kirchliche Gestalt des Glaubens; ihr Licht ist das Licht des glaubenden Subjekts, der Kirche. Das schließt einerseits ein, dass die Theologie im Dienst des Glaubens der Christen steht, sich demütig der Bewahrung und der Vertiefung des Glaubens aller, vor allem der Einfachsten widmet. Außerdem betrachtet die Theologie, da sie vom Glauben lebt, das Lehramt des Papstes und der mit ihm verbundenen

---

[5] John Henry Newman, *Fünfzehnte Predigt vor der Oxforder Universität: Die Theorie der Entwicklung in der religiösen Lehre*, 2. Februar 1843: Ders., *Zur Philosophie und Theologie des Glaubens*, Mainz 1964, 231-232.

Bischöfe ... als eines ihrer inneren, konstitutiven Elemente. Denn das Lehramt gewährleistet den Kontakt mit der ursprünglichen Quelle und bietet folglich die Sicherheit, aus dem Wort Christi in seiner Unversehrtheit zu schöpfen."[6] Die Verankerung im Wort Gottes, das uns in Schrift und Tradition überliefert wird, sowie die Treue zum Lehramt sind also für katholische Theologen nicht ein Korsett, das ihre Freiheit einengt, sondern Garantie für gesundes und wahrhaft katholisches Denken.

Liebe Schwestern und Brüder! Danken wir Gott am Fest Mariä Geburt, dass er seine Verheißungen erfüllt und seinem Heilsplan treu ist. Sprechen wir wie Maria immer wieder in Freiheit unser Ja zum Wort Gottes, damit sein Heilsplan sich an uns verwirklicht und wir die Freude des Christseins als Söhne und Töchter Gottes verkosten können. Und bewahren wir das Wort Gottes nach dem Vorbild Marias im Herzen und im Verstand, damit unsere theologischen Bemühungen im Glauben verankert seien, sich in Taten der Liebe bewähren und uns zu Zeugen der Hoffnung wandeln. Amen.

---

[6] Papst Franziskus, Enzyklika *Lumen fidei*, 29. Juni 2013, Nr. 36.

Maria im Zentrum unseres Glaubens

Predigt zur Abschlussmesse in der Basilika St. Ulrich und Afra

Ralph Weimann

Sehr geehrte Mitbrüder,
Liebe Brüder und Schwestern im Herrn,

Mit einer hl. Messe hat die 28. Theologische Sommerakademie begonnen und auf die gleiche Weise endet sie. Damit sind die Akzente richtig gesetzt, denn alles Reden über Gott wird nur Frucht bringen, wenn es begleitet ist von einem Reden mit Gott. Dies geschieht auf herausragende Weise im hl. Messopfer, in dem der lebendige Gott wahrhaft gegenwärtig ist. Einer altehrwürdigen Tradition folgend ist der Samstag der Gottesmutter Maria geweiht, so dass wir heute eine Marienmesse feiern. Daher bietet es sich an aus der Perspektive Mariens einen Blick auf das Zentrum unseres Glaubens – die Teilnahme an Gott – zu werfen, denn ihr ist auf vortrefflichste Weise geschenkt worden, an Gott teilzuhaben.

1 Voll der Gnade, der Herr ist mit ihr

Das Lukasevangelium beschreibt Maria als „voll der Gnade“ (vgl. Lk 1,30), dazu spricht sie der Erzengel Gabriel mit den Worten an: „Der Herr ist mit dir“ (Lk 1,28). Bereits an die-

ser Stelle lohnt es sich einen Moment innezuhalten, um das Gesagte besser zu verstehen.
Wenn Maria als „voll der Gnade“ bezeichnet wird, dann spiegelt sich darin ihre Heiligkeit wider, denn die heiligmachende Gnade ist in ihr zu einem Höchstmaß gegenwärtig. Dies musste so sein, denn nur auf diese Weise konnte sie den Quell aller Gnaden – den lebendigen Gott – empfangen. Sie war von Gott dazu auserwählt den Erlöser der Welt in sich zu tragen. Dies ist ein einzigartiges Geschenk Gottes, weshalb sich das Axiom den Weg bahnte *de Maria numquam satis*, von Maria kann man nicht genug sprechen, denn alles Sprechen über Maria führt zu ihrem Sohn: Jesus Christus.
Auch wenn Maria alle Gnaden von Gott empfängt, darf ihre Mitwirkung am Heilsgeschehen nicht unterschätzt werden. Dies wird im Gruß des Engels deutlich, der sie mit den Worten ansprach: „der Herr ist mit dir.“ In der hl. Messe wendet sich gewöhnlich Christus durch den Priester an das Volk mit den Worten: „Der Herr sei mit euch.“ Bei Maria hingegen sagt der göttliche Bote „der Herr *ist* mit dir.“ Darin kommt zum Ausdruck, dass in Maria schon auf Erden verwirklicht war, wonach wir unser ganzes Leben streben und was wir im Himmel hoffen zu erlangen. Sie lebte in der göttlichen Gegenwart, so sehr, dass der Herr mit ihr *ist*. Ähnliches lässt sich im Hinblick auf die Präfation in der hl. Messe sagen. Wir Gläubigen werden aufgefordert unsere Herzen zu Gott zu erheben. Maria hingegen kennzeichnet die Herzensverbundenheit mit ihrem Sohn. In ihr ist verwirklicht, wonach wir streben.

2 Maria, Vorbild im Glauben

Die Botschaft des Engels löst in Maria keineswegs Zweifel aus; anders als bei Zacharias vertraut sie dem himmlischen Boten. Sie stellt seine Botschaft nicht in Frage, sie fordert keine Beweise, noch erbittet sie sich Bedenkzeit. Sie fragt allein: „Wie soll das geschehen?“ (Lk 1,34). Mit anderen Worten, sie fragt, wie sie dem gerecht werden kann, was Gott will und was sich

in der Bitte des „Vater unser“ widerspiegelt „Dein Wille geschehe.“ Allein dies ist ihre Sorge, wodurch Maria zum Vorbild und Modell des Glaubens wird. Der Glaube ist unsere Antwort an Gott, der sich offenbart. Die Antwort Mariens ist vollkommen, sie vertraut dem göttlichen Wort, dass in ihr Fleisch annimmt und entspricht dadurch der höchsten Bestimmung, die in der Teilhabe an Gott verwirklicht wird, und sich in der Heiligkeit konkretisiert.

Dazu sind auch wir eingeladen, denn Christsein bedeutet teilhaftig werden an Gott. Der vortrefflichste Moment dies zu erlangen ist das hl. Messopfer. Es ist die Quelle und der Höhepunkt aller Heiligkeit und Heiligung, die von Gott geschenkt wird, der wesenhaft gegenwärtig ist. Dies wird uns in dem Maß gelingen, wie wir uns glaubend Ihm nähern. Dies bedeutet zweierlei, wie ein Blick auf das Leben der Gottesmutter Maria zeigt. Zunächst geht es darum, den lebendigen Gott im eigenen Leben anzunehmen und seiner geoffenbarten Wahrheit zu folgen, um ein Leben zu führen, in dem Gottes Wille geschehe.

Aus dieser Perspektive wird das Schuldbekenntnis zu Beginn der hl. Messe, das nie ausgelassen werden sollte, besser verständlich. Wer immer Gott begegnen und an Ihm teilhaftig werden will, der wird sich bewusst, dass unsere Antwort an Gott (durch den Glauben) immer unvollständig ist. Anders als Maria, geben wir uns oft nicht zufrieden mit der Frage „wie soll das geschehen“, sondern antworten mit Misstrauen, Widerwillen oder ignorieren gar den Herrn und seine Gebote.

Maria, die ganz mit dem Herrn verbunden war, erhält auf ihre Frage „wie soll das geschehen?“ die Antwort: „Der Heilige Geist wird über dich kommen, und die Kraft des Höchsten wird dich überschatten“ (Lk 1,35). Diese Aussage beschreibt das Geheimnis Gottes, dass sich auch in der hl. Messe ereignet. In der Kraft des Heiligen Geistes empfängt Maria den Erlöser der Welt. In derselben Kraft des Heiligen Geistes werden die Gaben von Brot und Wein in den Leib und das Blut Christi verwandelt, wodurch Teilhabe am ewigen Lebens ermöglicht wird.

So wie Maria den Herrn empfing, so wird der Herr in der hl. Messe gegenwärtig und wir dürfen Ihn empfangen. Es bleibt allerdings – was uns und unsere Teilnahme anbelangt – der Unterschied bestehen zwischen „der Herr ist mit dir“ (Maria) und „der Herr sei mit euch“ (wir). Unsere Teilhabe ist immer unvollständig und bedarf der Reinigung und Vertiefung.

3 Maria, die Magd des Herrn

Damit kommen wir zu einem weiteren Aspekt, den wir von Maria lernen können. Ihre Antwort auf die Botschaft des Erzengel Gabriel ist einfach und vollkommen zugleich: „Ich bin die Magd des Herrn; mir geschehe, wie du es gesagt hast“ (Lk 1,38). Mit dieser Antwort, die im Gebet des „Engel des Herrn“ Widerhall findet, tut sich der moderne Mensch schwer. Der griechische Urtext verstärkt diese Aussage noch, denn Maria wird dort gar als „Sklavin“ des Herrn bezeichnet. Der aufgeklärte und emanzipierte Christ nimmt daran nicht selten Anstoß, er wittert Unfreiheit und Enge.

Aus gläubiger Perspektive verhält es sich jedoch umgekehrt. Die radikale Abhängigkeit/Angewiesenheit Mariens auf Gott macht sie nicht unfrei, sondern ist der Grund wahrer Freiheit, denn die göttliche Wahrheit macht frei (vgl. Joh 8,32). Wer sich also an diese Wahrheit bindet ist frei. „Sklavin“ Gottes ist Ausdruck jener vollkommenen Bindung an Gott, die der Grund wahrer Freiheit ist. Maria lebt nicht sich selbst, sondern in Gott. Umgekehrt bedeutet die Autonomie von Gott keineswegs einen Gewinn oder Zuwachs an Freiheit, sondern führt in die Versklavung. An die Stelle Gottes treten die eigenen Wünsche, das eigene „Ich“, die eigenen Vorlieben und werden zum Götzen, wodurch der Mensch unfrei wird. Daher wird eine Welt ohne Gott nicht freier oder menschlicher, sondern – wie die Vergangenheit gezeigt hat – dies führt nicht selten in die Sklaverei, in der der eine – oder die eine Gruppe – sich über andere erhebt und sie diskriminiert.

Die theologische Sommerakademie fand unter dem Motto statt „Der katholische Weg zur wahren Freiheit.“ Maria zeigt uns, was dies bedeutet und wie es sich verwirklichen lässt. Wahre Freiheit ist Freiheit in Gott, der *der* Wahre ist. Die Gottesmutter weist den Weg, der Gott selber ist.

Ihre ungetrübte Verbundenheit mit Gott, schließlich ist sie vor dem Makel jeder Sünde bewahrt geblieben, lässt sie zum neuen Menschen werden, der in Heiligkeit und Gerechtigkeit geschaffen ist. Sie bindet sich an den Quell göttlichen Lebens, der in ihr Gestalt annimmt. Damit liefert sie uns *den* Schlüssel zum Christsein. Christ wird man durch den Glauben, durch unsere Bindung an Gott. Mariens Antwort war vollständig, weshalb sie mit Recht als Mutter aller Glaubenden verehrt wird. Sie zeigt uns den Weg, wie Teilhabe an Gott gelingen kann, die immer die Annahme Gottes und seiner geoffenbarten Wahrheit beinhaltet. Sie konkretisiert sich im Sakrament, vor allem in der hl. Messe und führt schließlich zu wahrer Freiheit. Papst Benedikt XVI. hatte darauf in seiner Predigt zur Amtseinführung im Jahr 2005 hingewiesen, als er sagte:

„Wer Christus einlässt, dem geht nichts, nichts – gar nichts verloren von dem, was das Leben frei, schön und groß macht. Nein, erst in dieser Freundschaft öffnen sich die Türen des Lebens. Erst in dieser Freundschaft gehen überhaupt die großen Möglichkeiten des Menschseins auf. Erst in dieser Freundschaft erfahren wir, was schön und was befreiend ist.“[1] Dafür steht Maria, sie weist uns den Weg zu wahrer Freiheit und damit zu Gott. Amen.

---

1 Benedikt XVI., Predigt zur Amtseinführung, 24.4.2005, in: https://www.vatican.va/content/benedict-xvi/de/homilies/2005/documents/hf_ben-xvi_hom_20050424_inizio-pontificato.html [13.9.2021].

Referenten

Prälat Prof. Dr. Dr. Anton Ziegenaus ist 1936 in Hofarten/Bayern geboren. Nach dem Studium der Philosophie, Theologie und Psychologie wurde er 1963 zum Priester geweiht. Den Doktor in Philosophie erwarb er bei Alois Dempf, in Theologie bei dem späteren Kardinal Leo Scheffczyk. Von 1977 bis 2004 (Emeritierung) war er Ordinarius für Dogmatik. Mit Scheffczyk zusammen schuf er eine achtbändige international vielbeachtete aktuelle Dogmatik. Vielfältig ist sein Engagement in Wort und Schrift. Er referiert an Hochschulen und Akademien, ist Dozent an Priesterseminaren und bei Kongressen. Anton Ziegenaus unterstützte die Gründung von Radio Horeb und ist mit Aufmerksamkeit und Engagement dem katholischen Radio verbunden. Mit Rat und Tat begleitet er die Initiativen des Forums Deutscher Katholiken und ist Referent beim Kongress „Freude am Glauben“. Von Anfang an ist er Mitglied beim Initiativkreis katholischer Laien und Priester in der Diözese Augsburg. Er moderiert die Theologische Sommerakademie in Augsburg, ist ihr geistlicher Leiter und regelmäßiger Referent. In seiner Lehre und Verkündigung nimmt die Muttergottes einen besonderen Rang ein. Als Priester sieht er sich nach wie vor der Seelsorge im Klinikum in Bobingen verpflichtet.

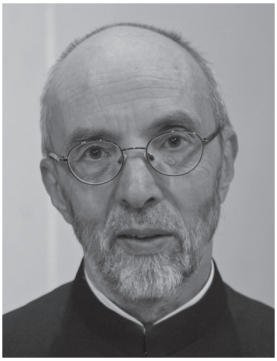
Dr. Monika Born ist 1942 in Essen geboren. Sie studierte Germanistik und Pädagogik. Nach ihrem Studium wirkte sie als Erzieherin, Lehrerin und Fachleiterin für Deutsch. 1977 promovierte Frau Dr. Born in Pädagogik und erhielt Lehraufträge für Kinder- und Jugendliteratur an der Universität Essen. Von 1979 bis 2006 war sie Dozentin für Deutsch und Pädagogik am Institut für Lehrerfortbildung in Mülheim, einer Einrichtung der fünf Bistümer des Landes NRW.Von 1989 bis 2001 war sie Mitglied der Jury zum Kath. Kinder- und Jugendbuchpreis. Ihre Veröffentlichungen befassen sich mit Themen der Pädagogik, der Deutschdidaktik sowie der Kinder- und Jugendliteratur. Dr. Born ist Bundesvorsitzende des Verbandes Deutscher Katholischer Lehrerinnen. In ihren Vorträgen greift sie gerne Themen katholischer Autoren auf. Veröffentlichungen u. a.: „Wegen der Kinder“, Würzburg,, 2004; Jugendtrends – anpassen oder gegensteuern, Köln, 1994; Sexueller Missbrauch – ein Thema für die Schule?, Pfaffenweiler, Centaurus-Verl.Ges., 1994

Prof. Dr. Marius Reiser (*1954) ist Professor für Neues Testament und war im Katholischen Fachbereich der Johannes-Gutenberg Universität in Mainz von 1991-2009 tätig. Wegen des Bologna -Prozesses, durch den er Lehre und Forschung an der Universität eingeengt und eingeschränkt sieht, hat er die Universität verlassen. Er forscht weiterhin in seinem Fachbereich und hält wissenschaftliche Vorträge in Akademien, Bildungsstätten und religiös engagierten Gemeinschaften. Seine Forschungsschwerpunkte sind Philologie, hellenistische Umwelt und Eschatologie des Neuen Testaments. Er verfasst zahlreiche Rezensionen, Aufsätze, Lexikonartikel und Monographien.
Seine Veröffentlichung 2021: Und er wurde vor ihren Augen verwandelt, Herder-Verlag ISBN-10 3451391600
„Ein gründlicher Blick in die Geschichte macht demütig. Die Maria des Magnifikats hat einen solchen Blick getan und gilt der gesamten christlichen Tradition als Muster der Demut, ja als die Demütigste der Demütigen.“

Pater Dr. Hermann Geißler FSO ist in Hall in Tirol (Österreich) am 12. Juni 1965 geboren.
Er studierte an der Philosophisch-Theologischen Hochschule in Heiligenkreuz 1983-1988. Die spirituelle geistliche Hinführung zum Priestertum fand er im Collegium Rudolphinum, dem späteren überdiözesanen Priesterseminar Leopoldinum.
1988 schloss er sich der „geistlichen Familie – das Werk“ an. Das von der Belgierin Julia Verhaeghe 1938 gegründete „Werk“ ist von der zweifachen Liebe geprägt: „die Liebe zum Herzen Jesu und die Liebe zu seiner Kirche. Nach seiner Priesterweihe 1991 erwarb Pater Hermann Lizenziat und Doktorat in Theologie am „Päpstlichen Institut Johannes Paul II.“ an der Lateranuniversität in Rom mit der Dissertation: „Gewissen und Wahrheit bei John Henry Kardinal Newman“. Seine Kaplanszeit verbrachte er in Bregenz und wurde dann 1993 als Mitarbeiter an die Kongregation für die Glaubenslehre berufen. Von 1993 bis 2019 wirkte er dort als Abteilungsleiter.
Im „Collegium Paulinum“, dem Ausbildungshaus „des Werks“ in Rom, widmete er sich zur gleichen Zeit der Bildungsarbeit und leitet das Internationale Zentrum der Newman-Freunde.2020 veröffentlichte er die Biographie: „Sie diente der Kirche – Mutter Julia Verhaeghe und die Entfaltung der geistlichen Familie ‚das Werk‘. Er ist Dozent in Heiligenkreuz.

Prof. Dr. Helmut Moll

Beauftragter der Deutschen Bischofskonferenz für das Martyrologium des 20. Jahrhunderts
Geboren in Euskirchen 1944, Studium der Kath. Theologie und Geschichte in Bonn, Tübingen, Rom, Regensburg und Münster, Promotion 1973 bei Prof. Dr. Joseph Ratzinger in Regensburg.
Priesterweihe 1976, 1984 bis 1995 im Dienst der römischen Kurie, 1993 bis 2004 zusätzlich theologischer Konsultor für die Selig- und Heiligsprechungsverfahren, seit 1998 Beauftragter für Selig- und Heiligsprechungsverfahren im Erzbistum Köln. Seit 1996 Beauftragter der Deutschen Bischofskonferenz für das Martyrologium des 20. Jahrhunderts; Professor an der Wissenschaftlichen Hochschule, Gustav-Siewerth-Akademie, in Weilheim–Bierbronnen.
Zeugen für Christus, 2 Bde,,Martyrologium des 20. Jahrhunderts,
Verlag Ferdinand Schöningh. ISBN 978-3-506-78012-6



Pfarrer Wolfgang Tschuschke
ist 1948 in Göttingen geboren. Er absolvierte das Studium der ev. Theologie in Göttingen, Tübingen und Heidelberg. 1976 erhielt er die Ordination als lutherischer Hilfspfarrer und Pfarrer in Sibbesse bei Hildesheim. Nach 10 Jahren im Dienst der evangelischen Kirche entschied er sich 1986 zur Konversion. Nach einer Übergangszeit in Behringersdorf bei Nürnberg erhielt er 1991 die Priesterweihe. Danach übernahm er verschiedene Seelsorgsaufgaben in der Erzdiözese Bamberg. Ab 2004 übernahm er die Seelsorge im Klinikum am Bruderwald in Bamberg und wirkte dort bis zu seiner Emeritierung 2018. „Meine Grunderfahrung als evangelischer Pfarrer und katholischer Priester: Der Priester wird in ganz anderem Maß in Anspruch genommen, und zwar durch Gebet und Gottesdienst und von den Gläubigen.“ Im Protestantismus gibt es hier keine Verpflichtungen. Freilich soll ein Pfarrer ein Leben des Gebetes führen und mit der Heiligen Schrift leben. Aber er hat keine verpflichtende Regel.“

„Im Neuen Bund schreibt Gott sein Gesetz auf unser Herz, und dadurch sind wir verbunden mit dem, der von sich sagt: *‚Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben'*(Joh 14,6).“

Prof. Dr. Dr. Ralph Weimann, geboren 1976 in Bremen als zweites von sieben Kindern, ließ sich nach dem Abitur zum Reserveoffizier für die deutschen Fallschirmjäger ausbilden. Anschließend absolvierte er ein Studium der *Humanities* am Cheshire College (USA) mit dem Diplom. Es folgte ein zweijähriges Pastoralpraktikum in Mexiko-Stadt. 2004 erwarb er den Bachelor in Philosophie am Pontificio Ateneo *Regina Apostolorum* in Rom. Das Studium der katholischen Theologie schloss er 2006 mit dem Diplom an der KU Eichstätt ab. Im selben Jahr erfolgte die Diakonweihe. Nach seiner Priesterweihe 2007 promovierte er 2010 zum Thema „Dogma und Fortschritt bei Joseph Ratzinger". 2013 erwarb er einen weiteren Doktorgrad in Bioethik mit dem Thema „Bioethik in einer säkularisierten Gesellschaft. Ethische Probleme der Präimplantationsdiagnostik". Seit 2008 doziert Ralph Weimann vor allem an der Päpstlichen Universität des Heiligen Thomas von Aquin (*Angelicum*), und der Internationalen Online-Universität *Domuni*. Seit 2008 ist Ralph Weimann Mitglied im „neuen Ratzinger Schülerkreis" und in der Görresgesellschaft. Er hat das einjährige Studium (Master/Diplom) der Theologie J. Ratzingers/Benedikt XVI.) bereits zweimal in Rom organisiert. Seit 2015 ist Ralph Weimann Militärpfarrer im Nebenamt für die deutschen Soldaten und deren Familien in Italien. Publikationen u. a.:

„**Wegweisung für verunsicherte Christen"** (erschienen Juni 2021 im Fe-Medienverlag). ISBN-13: 9783717113348

Dogma und Fortschritt bei Joseph Ratzinger. Prinzipien der Kontinuität. (Deutsch) Taschenbuch. ISBN-10: 3506773755

Bioethik in einer säkularisierten Gesellschaft. Ethische Probleme der PID (Politik- und Kommunikationswissenschaftliche Veröffentlichungen der Görres-Gesellschaft) (Deutsch) Taschenbuch ISBN-10: 9783506782748

„Wenn Kirche als ‚Mysterium' bezeichnet wird, dann bedeutet dies nicht, dass ihr letzter Sinn unverständlich und dunkel bliebe, wohl aber, dass Kirche Wesenselemente beinhaltet, die den Bereich des Sichtbaren übersteigen. In ihr und durch sie wird Gott gegenwärtig, entsteht Gemeinschaft, die die Dimension von Raum und Zeit überschreitet."